Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 9/10 | Gotha, 6. März 1924 | 38. Jahrgang

Inhalt: Die Partei der Guten 4 — Die Vermenschlichung Gottes — Das Ende einer Theologie? Zur Pazifismusdebatte 3 — Herrmanns Dogmatik. Seiner Vorlesungen achtzehntes Stück — Kulturabgabe? — Glossen zu allerhand Büchern 4. Russisches, Deutsches, Jüdisches, Griechisches — Eine Kirchengeschichte des frühen Mittelalters (v. Schubert) — Das Weltende in Film und Seelenbild (Brockes; Nithack-Stahn) — Die 18. französische Nationalkonferenz der Christlichen Vereine junger Männer — Ein Dankbrief — Verschiedenes: Aufruf zur Stiftung von Büchern für Japan; Religionsgeschichtlicher Ferienkursus; Kleine Mitteilungen — Wöchentliche Chronik — Anzeigen

Die Partei der Guten

4

Wer mit Zungen redet, der bessert sich selbst; wer aber weissaget, der bessert die Gemeine. Ich wollte, daß ihr alle mit Zungen reden könntet; aber viel mehr, daß ihr weissagtet. Denn der mit Zungen redet, der redet nicht den Menschen, sondern Gotte; denn ihm höret Niemand zu, im Geist aber redet er die Geheimnisse. Wer aber weissaget, der bessert die Gemeine.

Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz und eine klingende Schelle.

Strebet nach den besten Gaben. 1. Kor. 14, 4 f. 5 f. 13, 1. 12, 31

Als Jesus Christus ans Kreuz geschlagen wurde, wo war da die Partei der Guten? Hielten sie sich etwa grundsätzlich zurück, weil sie meinten nicht widerstehen zu dürfen dem Übel? Denn es waren doch Gute da, eine ganze Menge Guter. Die Einzigen, die Protest erhoben, waren die Frauen. Sie weinten wenigstens. Die Jünger, nach einem schnellen Schwerthieb des Petrus, flohen. Aber das sind so die Nächsten gewesen, die ihm innerlich am nächsten standen. Wo waren die Guten, die im Volk verstreuten braven rechtschaffenen Leute? die schlicht und von selber wissen, was recht ist? Als die Menge ihr Kreuzige! schrie, wie viel gute Menschen darunter, die sonst ihre Schuldigkeit taten, denen Niemand etwas nachsagen konnte, Leute mit einem guten Herzen. Unter den Pharisäern ernste Männer, die sichs sehr angelegen sein ließen, über das Gute nachzudenken und es auch zu tun. Ratsherrn wie Nikodemus, Joseph von Arimathia, Gamaliel — nun dieser hat doch ein Wort gesagt. Vielleicht war Kaiphas ein ganz ehrenwerter Hoherpriester, unter den Sadducäern auch manch einer von vornehmer Gesinnung. Pilatus, der Vertreter des römischen Rechts — wie konnte er in diesen Justizmord willigen; es rührte sich ja auch das Gewissen in ihm. Und wieder eine Frau, die beschwor ihn, das Unrecht nicht zu tun. Jerusalem war voll Guter, als das Verbrechen geschah. Aber sie waren keine Macht. Sie waren keine Partei.

Es ist sehr merkwürdig, wie viel Güte und Rechtschaffenheit es in der Welt gibt, die nicht zum Handeln kommt. Die sich alles gefallen läßt — und gar nicht aus Grundsatz. Sondern sie bleibt wider ihren Willen ohnmächtig. Das mag aus persönlicher Schwäche geschehn. Es reicht nicht. Oder, und dies gibt uns noch mehr zu denken — aus Mangel an Fühlung, Verständigung und Zusammenschluß mit den Gleichgesinnten.

Es ist ja geradezu komisch, wenn man beobachtet, wie schwer es auch gutem Willen wird, mit anderm guten Willen an Einem Strang zu ziehen. Das Ziel, die Aufgabe ist ganz klar, ein Händereichen — und man käme vorwärts. Welcher Dämon hinderts? Ach eine ganze Schar Dämonen. Man hat die Zeit nicht oder nimmt sie sich nicht. Man ist von anderm Temperament, zieht ein anderes Tempo vor. Man legt auf Nuancen, Nebenumstände Wert, die für die Hauptsache gleichgültig sind. Man gibt sich nicht die Mühe, den Andern zu verstehen und zu belehren. Man gibt sich nicht die Mühe, selber zu lernen. Aber damit kommen wir schon an die Grenze, wo das Gutsein aufhört, und das setzten wir doch voraus. Es gibt doch auch einen Eigensinn im Guten, es gibt auch Vorurteile des Guten. Über diese Hemmungen müßten sich die Guten hinweghelfen. Das müßte ihnen ganz bewußte Lebenskunst und Lebenspflicht sein. Gemeinsinn, im Elementaren gepflegt, müßte im Schweren und Großen triumphieren. Das Wand an Wand wohnen, ohne sich zu kennen, müßte aufhören. Sollen wir uns erst im Himmel kennen lernen, und begegnen uns täglich? Das Mißtrauen gegen den Andern müßte aufhören sich als Tugend zu fühlen. Sünde müßte sein, das Gute im Guten nicht zu spüren. „Altruismus" — da steckt noch keine christliche Forderung drin, sondern nur die Zumutung verständig zu sein und aus lauterem Egoismus dem Nächsten zu Liebe zu tun, was uns nützt. So viel Altruismus sollten die Guten aller Weltanschauungen und Religionen aufbringen. So viel Verstand sollten sie haben. Und dann könnten sie noch mit ein wenig Menschenliebe nachhelfen, je nach dem ihre Religion und Weltanschauung ihnen das nahe legt: Religiöser Menschheitsbund!

Es interessiert uns hier gar nicht, was an Selbstsucht, Dünkel, Stumpfsinn sich zwischen die Menschen schiebt, auch zwischen die, die guten Willens sind. Wir denken nur an die hochgemuten, opferbereiten, wahrhaftigen Seelen. Die gibt es doch. Eine anima candida rühmt man sie etwa. Das ist: ein echter Mensch, auf den man sich verlassen, zu dem man nur emporschauen konnte. Vielleicht wird uns das erst an seinem Grabe klar. Vielleicht auch früher. Weshalb verläßt man sich nicht auf ihn, solange er lebt und wirkt? Weshalb unterstütztest du ihn nicht? Er hätte viel mehr schaffen können, wenn man ihn nicht so allein gelassen hätte. Es stünde viel besser um unser Volk, wenn die, die es ehrlich mit ihm meinen, sich ein klein wenig mehr in die Hände arbeiteten. Manchmal ist nur ein ganz schmaler Graben zwischen ihnen. Aber sie kommen nicht hinüber. Wunderliche Hemmungen. Aber verhängnisvolle.

Mancherlei Gaben. Aber Ein Geist? Und unter den Gaben solche, die nur dem dienen, der sie hat. Wie das Zungenreden. Solche dürfen wir nicht überschätzen, uns nicht dabei beruhigen. Strebet nach besseren, strebet nach den besten Gaben. R

Die Vermenschlichung Gottes

In den philosophischen Erörterungen des Gottesbegriffs spielt die Abwehr des Anthropomorphismus die Hauptrolle. Daß die Religion der Denkenden von ihm gereinigt werden müsse, gilt als selbstverständlich. Ein menschenähnlich vorgestellter Gott bedeute Herabwürdigung der religiösen Idee, kindische Denkweise, Aberglauben. Jede Fortentwicklung der Religion — sofern es eine solche gebe —

könne nur in der Richtung erfolgen, daß der Gottesgedanke immer mehr sublimiert, und das heißt: entmenschlicht werde. Wohl gebe es feinere und gröbere Formen von Vermenschlichung der Gottheit. Die roheste Art sei die, daß man dem Gotte einen Menschenkörper andichte, ihn essen und trinken, sprechen und schlafen, womöglich sterben und höchstens durch größere physische Kraft und Langlebigkeit den Menschen überragen lasse. Auf höherer Stufe der Religion entrücke man zwar die Götter immer weiter der menschlichen Sphäre, versetze sie in eine überirdische Welt. Aber auch diesen Wesen hafte das Allzumenschliche als peinlicher Erdenrest an. Ein Gott, der die Menschen beneiden, der mit seinesgleichen in Unfrieden leben, der täuschen und lügen könne, sei noch kein Gegenstand heiliger Ehrfurcht. Er verdiene den Hohn, mit dem der Goethesche Prometheus die Olympier überschüttet. Und selbst auf den angeblichen Gipfelhöhen der Religionsgeschichte treibe der Anthropomorphismus sein bedenkliches Spiel. Unerträglich sei dem wahrhaft Frommen der Gegenwart der alttestamentliche Gott, der da eifert und zürnt, den „es reute, daß er die Menschen gemacht hatte" — gar nicht zu reden von den naiven Materialisationen Jahves in der biblischen Urgeschichte. Aber selbst der Gott Jesu trage noch gar zu menschliche Züge. Er „hört" und „sieht", er „vergibt" und „richtet"; und was als die erhabenste Lehre des Christentums gilt: daß Gott „die Liebe ist" und „Vater" genannt wird, zeige noch immer deutlich genug die anthropomorphe Gestalt dieser Gottesvorstellung.

An diesen Einwürfen ist die Tatsache selber zweifellos. Wir reden menschlich von dem, was wir Gott nennen, seit je bis heute. Es fragt sich aber, ob das anders sein kann. Vielmehr ist es selbstverständlich so. Sobald wir das Metaphysische denken, Begriffe und Vorstellungen davon bilden, ist uns das menschlich Faßbare allein gegeben. Auch unsre Abstraktionen sind von unsrer Erfahrung abgezogen. Unter diesem Zwange steht der Wissenschaftler so gut wie der ungeschulte Kopf. Sogar die physische Welt müssen wir vermenschlichen, um sie zu erforschen. Wir sagen „Naturkraft", „Naturgesetz" und tragen damit Menschlichkeiten in die uns umgebende Welt hinein, tun also im Grunde nichts Anderes als das Kind, das mit Stühlen kutschiert wie mit Pferden, oder der alte Grieche, der in der Sonne den Wagen des Helios sah.

Man könnte einwenden, daß in der Wissenschaft jener Sprachgebrauch nur gleichnisweise gelte, daß zum mindesten der Philosoph sich der Relativität aller menschlichen Erkenntnis bewußt sei, wogegen der Religiöse seinen metaphysischen Aussagen eine vom Menschen unabhängige Wirklichkeit beilege. Dies Letzte ist mißverständlich. Wenigstens in den höheren Religionen ist der Gläubige durchaus überzeugt, daß sein Gott an und für sich unbegreiflich, letztlich unerkennbar sei, daß ihm kein menschlicher Ausdruck genüge. Deswegen hält er aber keineswegs dafür, daß die geistigen Bilder, in denen er Gott erschaut, eitle Spiegelungen seines Inneren, Projektionen seiner Wünsche auf den Hintergrund der Welt seien, sondern sie bedeuten ihm eine letzte Wahrheit, die sich jenseits der Sinnenwelt auftut: ein Leben, zu dem sich sein Einzeldasein verhält wie die Blüte zu dem Baume, auf dem sie erwachsen ist. Wie er nun dieses urgründige Sein beschreibt, das kann nur menschlichem Erlebnis entsprechen und mit menschlichen Ausdrucksmitteln geschehen. Sofern er diesen Lebensgrund als etwas ihm schlechthin Überlegenes erkennt, andrerseits im ganzen Bereich seiner Erfahrung keine höhere Existenzform wahrnimmt als sich selbst — denn die religiöse Verehrung von Tieren, Pflanzen und anorganischen Naturdingen galt niemals diesen selbst, sondern geistigen, nach Menschenart gedachten Wesen, die sich in ihnen verkörperten — so ist es nicht Gedankenschwäche des religiösen Menschen, vielmehr Notwendigkeit, daß er sich Gott nach Art seines eigenen Wesens vorstellt. Es ist nicht einzusehen, wie so das „aufgeklärte" Denken eine solche Gottesvorstellung ablehnen müßte.

Daß ein überirdisches Wesen nicht ein menschliches Individuum mit Armen und Beinen sein kann, hat man immer und in allen Religionen gewußt, auch da, wo man „über Wolken seinesgleichen dichtete". Der Spott Haeckels über das „gasförmige Wirbeltier", das man Gott nenne, gehört zu den billigen Plattheiten philosophischer Halbbildung. Was der Anthropomorphismus besagen will, ist die Wesensverwandtschaft zwischen Gott und Mensch. Und gerade die gefürchtete Wissenschaft der Neuzeit widerspricht diesem Urbewußtsein der Religion keineswegs, sondern stützt es auf mancherlei Weise. Man pflegt zu sagen, die grundstürzende, auch den Gottesglauben erschütternde Tat der Wissenschaft sei, daß sie den Menschen aus dem Mittelpunkt einer sich um ihn drehenden Welt ins Nichts unsäglicher Kleinheit geschleudert habe. Aber das ist nur zum Teil wahr. Wie das Teleskop die Größe der Welt über uns enthüllt hat, so das Mikroskop ihre Größe unter uns. Wenn es wahr ist, was unsre neuesten Physiker sagen, so kreisen in den Molekülen unsres Menschenkörpers winzige Weltsysteme, im Verhältnis zu denen wir von unermeßlicher Größe sind. So relativiert die Wissenschaft die Begriffe „groß" und „klein", und der Mensch steht räumlich genau in der Mitte zwischen dem unendlich Großen und dem unendlich Kleinen, ja, er kann sich, astronomisch gedacht, ohne logischen Widerspruch samt der ihn tragenden Erde als Mittelpunkt eines unbegrenzten Alls vorstellen. Man darf also nicht behaupten, daß die heutige Wissenschaft den Menschen zur völligen Unbedeutendheit herabdrücke, ganz abgesehen davon, ob körperliche Ausdehnung überhaupt der Gradmesser geistigen Wertes ist. Und das Bewußtsein eines mit sinnlichen Maßstäben gar nicht zu ermittelnden Innenwertes des Menschen gehört einmal zur Religion. Dieses Bewußtsein erzeugt auch den Glauben an eine Wesensähnlichkeit Gottes mit dem Menschen.

Widerspricht das nun etwa dem wissenschaftlichen Denken? Die Wissenschaft beweist, daß überall im Weltgebäude dieselben Grundstoffe vorhanden, dieselben Kräfte wirksam sind. Sollte das geistige Leben von dieser Allverbreitung ausgenommen sein? Gäbe es eine Spektralanalyse des Geistes, ob sie nicht die geistigen Tatsachen im ganzen Weltall wiederfände? Nichts liegt unserem Denken näher, als im Menschen einen Auszug des Universums, einen Mikrokosmos zu sehen. Darum ist es nicht widersinnig, aus dem Wesen des Menschen Analogieschlüsse auf das Wesen eines kosmischen Geistes zu ziehen. Weil der Mensch theomorph ist, darum ist Gott anthropomorph.

Freilich, sobald wir das Allwesen näher zu bestimmen versuchen, türmen sich die Schwierigkeiten. Die sogenannten Eigenschaften Gottes, die die Theologie formuliert hat, bestehen darin, daß menschliche Fähigkeiten wie „mächtig", „wissend", „weise" durch die Vorsilbe all ins Unendliche gesteigert, oder daß menschliche Beschränktheiten wie „endlich", „vergänglich" durch die Vorsilbe „un" aufgehoben werden — in jedem Falle, wie der Vollkommenheitsbegriff überhaupt, nur negative und darum leere Bestimmungen. Dieser Weg, gedankenmäßig vom Menschlichen ins Übermenschliche zu gelangen, befriedigt weder den Denker, noch den Frommen. Diesem sind sie schon zu begrifflich, jenem noch immer zu sinnlich. Am Ende, um Gott soweit wie möglich zu entmenschlichen, streicht die Religionsphilosophie, wie die neuplatonische, eine Bestimmung nach der anderen von dem Gottesbegriffe ab, bis ein undefinierbares Etwas, das man ebensogut Nichts nennen kann, übrig bleibt. Zu diesem Ergebnis führt die radikale Mystik gleichermaßen wie der äußerste Rationalismus. Damit ist der Rest der Religion Schweigen. Daß sie an diesem Schweigen rettungslos sterben müßte, ist un-

zweifelhaft. Aber das braucht nicht zu geschehen, wenn die Scheu vor dem Anthropomorphismus überwunden wird durch die Erkenntnis, daß er uns ebenso notwendig ist wie die Zeit- und Raumanschauung; daß er auch an und für sich keine Verfälschung der Wirklichkeit bedeutet, da der Geist dem Geiste konform ist.

Wär nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne würd es nie erblicken.
Läg nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt uns Göttliches entzücken?

Damit ist natürlich nicht gesagt, daß alles Menschliche auf Gott übertragen werden dürfte. Sicherlich gibt es Anthropomorphismen, die unser religiöses Gefühl verletzen und durch Vermischung des Erhabenen mit dem Kleinlichen als eine lästerliche Ironie wirken. So empfinden wir Heutigen vieles aus den Mythologien der alten Völker als anstößig, so fand schon Plato die homerischen Götter allzumenschlich. Was uns Protestanten der volkstümlichen katholischen Frömmigkeit fernhält, hat ähnlichen Grund. Auch der Gegensatz zwischen evangelischer Alt- und Neugläubigkeit beruht zum nicht geringen Teil auf ihrer verschiedenen Stellung zu gewissen Anthropomorphismen der Bibel. Überall in der Religionsgeschichte führt veränderte Weltanschauung und tiefere Selbstbesinnung zur Abstreifung erkenntniswidriger Einkleidungen des Gottesbildes. Denn „so wie der Mensch, so ist sein Gott". Aber es ist Irrtum zu meinen, daß eine völlige Entmenschlichung des Gottesgedankens jemals möglich sei oder der Wirklichkeit Gottes näher führen würde — aus den erwähnten Gründen. In dieser Hinsicht sind zwischen dem, was man Aberglauben und Glauben nennt, nur Grad-, nicht Artunterschiede. Unser Menschentum ist veränderlich, aber es hört nie auf, menschlich zu sein. Darum muß Gott irgendwie menschliche Züge tragen. Und das ist keineswegs wider die Vernunft. Wenn Kant nur einen „symbolischen Anthropomorphismus" gelten lassen will, so widerlegt er damit durchaus nicht dessen Wahrheitscharakter. Denn selbstverständlich ist „Gott" mit allem Begriffsinhalt, den man in dieses Wort hineinlegen mag, ein Symbol, das heißt, der bildhafte Ausdruck für Etwas, das sich in Menschensprache nicht zulänglich aussprechen läßt — aber ist dies nicht schließlich das Wesen jedes Menschenwortes und -begriffes? Alle Sprache ist Bilderrede und der Wirklichkeit unserer Erlebnisse inadäquat.

So bleibt zuletzt nur die Frage, bis zu welcher Grenze die „Vermenschlichung Gottes" zu dulden sei, wenn die Religion nicht Schaden leiden und mit der Kultur entzweit werden soll. Nach dem früher Gesagten wird sich eine solche Grenze nicht allgemeingültig ziehen lassen, sie richtet sich nach der geistigen Konstitution eines Zeitalters, eines Volkes und des Einzelnen.

In der heutigen Zeit ist es besonders die Vorstellung des „persönlichen Gottes", die als unleidliche Herabziehung des Weltgrundes ins Menschliche empfunden wird. Nicht nur die ganze Front der Leugner einer transzendenten Geistigkeit, Agnostiker und Naturalisten, auch die auf Pantheismus und Mystik eingestellten Gemüter sehen in dem personhaften Gottesbilde das aus abgelebten Epochen stehen gebliebene Hauptbollwerk anthropomorphen Aberglaubens, das endgültig niedergelegt werden müsse, um der reineren Religiosität der Zukunft Raum zu geben. Hier sei die Quelle aller noch immer das Kirchenwesen beherrschenden Anthropopathismen, d. h. Übertragungen menschlicher Charaktereigenschaften auf Gott, aller Mißbräuche des Gebetskultus, aller Abneigung des modernen Menschen gegen das Kirchentum.

Zuzugeben ist ohne Weiteres, daß das Wort „Person", auf Gott angewendet, wie alle Menschenworte unzulänglich ist, daß alle dem Einzelwesen anhaftenden Beschränktheiten aus dem Gottesgedanken fortzudenken oder — da uns dies nicht völlig möglich ist — wenigstens grundsätzlich auszuschließen sind. Was dann als Kern der Persönlichkeitsidee übrig bleibt, ist das unmittelbare Bewußtsein des religiösen Menschen, daß sein Geist eines geistigen Etwas innewird, das hoch über ihm steht. Dieses überragende Sein — wenn es überhaupt begrifflich erfaßt werden soll, worauf lebendige Frömmigkeit niemals verzichten wird — kann nicht in eine Kategorie geschoben werden, die unterhalb der menschlichen Geistigkeit liegt. Dies aber würde geschehen, wenn Gott als „unpersönlicher" Geist gefaßt würde. Abgesehen davon, daß wir uns von einem solchen nicht den geringsten Begriff machen können — denn selbst unser Traumleben ist persönlich, und zu dem Innenleben von Tieren und Pflanzen fehlt uns der Schlüssel —, so ist zum mindesten für unser abendländisches Denken vollbewußtes Geistesleben nur in persönlicher Form denkbar und der Gipfel alles uns erreichbaren Daseins. Nur ein bewußtes Wesen kann im Vollsinne denken, wollen und ethische Werte darstellen. Alle philosophischen, aus Abstraktionsbedürfnissen fließenden Einwände werden die Überzeugung des religiösen Menschen nicht erschüttern, daß das Wort „Persönlichkeit" die untere Grenze der Sphäre bezeichnet, in der sein Gott zu suchen ist, zu dem er in heiliger Ehrfurcht aufblickt. Mag der Ostasiate in unpersönlicher, am Ende das Bewußtsein auslöschender Versenkung seine Seligkeit finden, der vom Christentum berührte Teil der Menschheit wird sich nimmermehr zum unpersönlichen Gott bekehren, es sei denn, daß er überhaupt auf einen Gott verzichtet. Er wird Persönlichkeitsreligion haben, oder er wird keine haben. Er wird zu seinem Gotte beten als zu einem bewußten Geiste, einem gewaltigen Du — wie übrigens auch der Asiate tut — oder sein Gebet wird verstummen und der Herzschlag der Religion stocken. Unter rationell denkenden Christen mag die Frage erörtert werden, ob man statt „Gott", um den Schein eines Eigennamens zu vermeiden, sich gewöhnen wolle, „der Gott" zu sagen; oder, damit die Klangfarbe des Konkreten verschwinde: „die Gottheit". Im wirklichen Leben der Religion, das die Sprache lieber von der Kunst als von der Wissenschaft leiht, wird es bei der persönlichen Namensform bleiben.

Warum denn, so wird der Religiöse immer wieder fragen, die Sorge vor der Gottpersönlichkeit? Nicht der Mensch personifiziert seinen Gott, sondern Gott hat uns personifiziert — woraus wir schließen dürfen, daß, da wir „seines Geschlechtes" sind, sich der Unendliche im Endlichen spiegelt. Und es liegt an uns, daß, je mehr wir uns vergöttlichen, wir um so mehr Recht gewinnen, Gott im Menschenbilde zu erkennen.

Berlin **Walther Nithack-Stahn**

Das Ende einer Theologie?

Zur Pazifismusdebatte 3

Lieber Kübel!

Als ich mich entschloß, Stellung gegen Deinen Vortrag zu nehmen, dachte ich einen Augenblick an eine Veröffentlichung im „Neuen Werk". Auch von anderer Seite ist mir das dann noch nahe gelegt worden. Ich erkannte aber bald, daß das eine gefährliche Sache wäre. Neuwerk ist kein theologisches Blatt, also hätte ich meinen Angriff auf Dich religiös halten müssen. Da hätte ich mich aber immer hart an der Grenze des Pharisäismus gehalten. Du kennst ja die Art, wie das „Neue Werk" zu Deinem Vortrag Stellung genommen hat: die markantesten Sätze wörtlich zitiert, sonst nichts! Vielleicht war es bei Wibbeling das gleiche Empfinden wie bei mir, daß man religiös da nicht mehr reden kann. Ich empfinde auch meinen Angriff auf Dich noch milder als jene Art im Neuen Werk, wo der Sinn mehr oder weniger deutlich ausgesprochen doch der ist: Verständigung ausgeschlossen, daher gar nicht versucht. Also gerade um Deine Person außer dem Spiel zu lassen, griff ich Deine Theologie an. Wäre es mir darauf ange-

kommen, Dich als Kriegstheologen zu diskreditieren, dann hätte ich mir die Sache leichter machen können. Es wäre nämlich wirklich nicht schwer, die gewaltsamen, zur christlichen Rechtfertigung des Krieges von Dir unternommenen, geradezu bizarr anmutenden Konstruktionen zu zerpflücken. Aber es handelte sich mir wirklich nicht um Deine Person, nicht einmal um die Kriegstheologie, sondern um die Theologie überhaupt. Drum bin ich auch nicht Ketzerrichter. Ketzerrichter richten den Glauben. Aber der Kampf und, wenns sein soll, die Verdammung einer Theologie ist sittlich einwandfrei. Zugegeben sei, daß mein Angriff scharf war und Dich, angesichts unserer einstigen persönlichen Beziehungen, befremden konnte. Wolle Dir das ein Anzeichen dafür sein, wie mich Dein Vortrag erschreckt hat.

Wie froh wäre ich nun, wenn ich sagen könnte, daß Deine Entgegnung, für deren persönliche Note ich Dir herzlich dankbar bin, mich mein Urteil über Deine Theologie hat revidieren lassen. Ich kann es leider nicht sagen. Im Gegenteil, ich ersehe daraus, daß Du meine Einwände vollständig zurückweisest, ja Dich in Deiner Position nur noch gestärkt fühlst, wie groß die Verschiedenheit des Denkens und Empfindens ist. Deine Erinnerung an meinen Lehrer Herrmann, als dessen Schüler Du Dich jetzt bekennst, soll mir zu Bewußtsein bringen, daß es ja das Ende der Theologie Herrmanns sei, das ich proklamiere. Gemach, lieber Freund! Deine Theologie, die ich ja freilich nicht so genau kenne, ist noch nicht Herrmanns Theologie. Aber selbst wenn es so wäre, wenn ich seine Theologie als am Ende bezeichnen würde — ich hätte wahrscheinlich nicht den Mut dazu —, so dürfte mich das auch nicht schrecken. Kritiklos bin ich dem Lehrer bei aller Verehrung schon als Student nicht gegenübergestanden. Und zwar war es gerade der Punkt, der mir in Deinem Vortrag Anstoß bereitet, der mir auch bei Herrmann immer schon als schwacher, ja als gefährlicher Punkt erschienen ist. Es ist der Begriff der Offenbarung. Eine Entwertung, weil Vermenschlichung dieses Begriffes sehe ich schon bei Herrmann. Die ganze Kraft und Wärme seines Denkens war darauf gerichtet, die Wahrhaftigkeit des religiösen Lebens sicherzustellen. Die sittliche Autonomie war ihm die Voraussetzung für Alles. Wir werden ihm für diese Leistung immer dankbar sein müssen. Aber wir dürfen auch niemals die Gefahr vergessen, die da droht und der auch Herrmann nicht entgangen ist. Diese Gefahr nämlich, daß Religion wesentlich als psychisches Phänomen gewertet wird und nicht als objektives Geschehen. Wo die Religion psychisches Phänomen ist, da ist allerdings die Kardinalfrage die Frage nach der Wahrhaftigkeit des frommen Menschen. Dagegen tritt das Interesse an der Wahrheit zurück. Ob mich meine Erinnerung täuscht, wenn ich annehme, daß bei Herrmann das Wort „Wahrhaftigkeit" viel öfter zu hören und zu lesen war als das Wort „Wahrheit"? Das ist aber sicher mehr Kantisch als biblisch.

Diese Kritik an Herrmann mußt Du mir schon erlauben. Und nun sehe ich das, was ich bei ihm immer schon als Gefahr witterte, bei Dir voll zum Ausbruch gekommen. Vor allem eben in Deinen Ausführungen über die Bergpredigt. Ich will Dir gewiß keine Meinung unterschieben, die Du nicht hast. Aber kann man Deine Worte anders verstehen als so: Selbst wenn die Bergpredigt ein pazifistisches Manifest wäre, dürfte der Mensch sich doch darüber hinwegsetzen, wenn sein Gewissen es ihm anders sagte. Ist da nicht wirklich das Problem: Offenbarung und Glaube, Autorität und Freiheit beseitigt auf Kosten der Offenbarung und Autorität? Und kommst Du nicht doch schließlich, auch wenn Du es nicht sagst, darauf hinaus, daß Christ sein heiße wahrhaftig sein? Unbestreitbar ist, was Herrmann sagt, nämlich daß einer nicht Christ sein kann ohne die Voraussetzung der sittlichen Wahrhaftigkeit. Aber heißt das nun auch, daß der Mensch ein Herr sei auch über die Bergpredigt? Und wenn der Mensch Herr darüber wäre, so doch niemals der Christ, und es ist und bleibt Empörung, so etwas zu sagen. Wie ich Dir auch das zum Vorwurf machen muß, daß Du in Deinem Vortrag immer wieder den sittlichen Menschen mit dem religiösen Menschen, die sittliche Frage nach der Berechtigung des Krieges (der Macht des Staates) mit der religiösen Frage in eins setzest. Daher auch die Wichtigkeit, die Du der an mich gestellten Frage beimißt, ob Jesus verlangt, daß wir seine sittlichen (— sittlichen! —) Weisungen nur vollziehen, weil er sie gibt, oder ob er uns das Recht gibt, sie uns innerlich anzueignen. Ich kann darauf nur antworten, daß meiner Überzeugung nach diese zweite Frage für Jesus überhaupt nicht bestanden hat, weil sie eben nur dort besteht, wo die Religion als ein Verhalten des Menschen angesehen wird. Dagegen muß ich, auch auf die Gefahr hin, daß Du mich für hochorthodox, als Verräter Kants und Herrmanns erklärst, gestehen, daß ich die erste Frage fast bejahen möchte. Jesus gibt diese Weisungen tatsächlich, damit wir sie vollziehen. Er weiß eben, daß „der Mensch", also der Christ die Richtigkeit erkennt. Und um einen Andern als den Christen handelt es sich ja nicht, gerade auch nicht bei dem Thema „Christentum und Krieg".

Ich komme zu dem von mir ausgesprochenen Vorwurf, daß Deiner Theologie der Sündenbegriff fehle. Natürlich meinte ich das nicht so, als ob Du gar nichts davon wüßtest. Ich verlange auch nicht, daß ein Vortrag, noch dazu vor Theologen, alle Punkte ab ovo behandle. Aber der Meinung bin ich, daß Angelpunkte behandelt werden müssen. Und wenn sie nicht ausdrücklich behandelt werden, so müssen sie ständig dahinter stehen, müssen mitschwingen. Ja die ganze Dogmatik müßte hinter dem stehen, was ein Theologe sagt, auch wenn er ein noch so spezielles Thema zu behandeln hat. Und das nun erscheint mir als das Wenigste, daß bei der Behandlung der Frage „Christentum und Krieg" das Bewußtsein um die Sünde einen recht starken Einschlag gibt. Dieser Einschlag aber fehlt in Deinem Vortrag; nicht nur dort, wo Du vom Krieg redest, sondern auch wo Du vom Staat, von der Macht, vom Menschen, vom Gewissen und Anderem redest. Du kannst von dem Allen so unmittelbar reden und siehst das Alles so ungebrochen. Es ist für Dich so ein gradliniger Übergang von Gott zur Welt und von der Welt zu Gott (z. B. Krieg unvermittelt gottgewollt, Werkzeug in der Hand des lebendigen Gottes, „Göttlichkeit der politischen Macht", oder „bekehrt Frankreich sich nicht zum Frieden G o t t e s [!]"). Du siehst offenbar nicht, daß ein solcher Übergang gerade nicht möglich ist, weil — weil da eine Kluft befestigt ist, die Sünde und Abfall heißt. Du gehst bei Deinen Ausführungen immer von den gegebenen Tatsächlichkeiten der Welt als dem Normalen aus, das Du harmlos als das nun einmal Gegebene hinnimmst, bejahst, ja mit dem Prädikat „göttlich, gottgewollt" belegst. Du beruhigst Dich dabei, daß trotz des „Du sollst nicht töten" auf jeder Seite des Alten Testaments von Krieg und Kriegsgeschrei die Rede ist, oder daß der Staat immer Machtstaat sein und sein Leben nach andern Grundsätzen regeln muß als der Einzelne, oder daß zwei Kaufherren, durchaus christlich, doch genötigt sind, einander im Wirtschaftskampf Schaden und Leid zu tun. Zwar versicherst Du, daß Du auch die Bestie im Menschen kennst. Wer erkennt die nicht? Sünde ist das aber noch nicht. Sondern Sünde ist das, was auch vor dem noch nicht Halt macht, was Du als sittliche Handlung oder als in Gott gebundenes Gewissen bezeichnest. Sünde ist das, bei dem Du Dich beruhigst und das Du als das Gegebene und zu Bejahende hinnimmst, während es in Wirklichkeit doch eben nicht das Normale, sondern — Sünde ist. Vielleicht wird es jetzt klarer, warum ich bei Dir das Fehlen des Sündenbegriffs finde. Ich meinte da natürlich den biblischen Sündenbegriff, da irgendeinen Sündenbegriff jeder Mensch hat. Du kannst mir freilich bestreiten, daß mein Sündenbegriff der biblische sei. Ich behaupte es, mit derselben Sicherheit, mit der Du Dich für i n der Schrift und Deine

Gegner neben der Schrift sitzend erklärst. Siehst Du, es geht mir bei Deinen Ausführungen oft so, daß ich Ja dazu sagen kann. Aber ein Ja, hinter dem ich sofort das Aber stehen sehe. Dieses Aber, ohne das jedes Ja Überhebung wird, das die Distanz wahrt, das es einem unmöglich macht, in einem Atem Größen oder Begriffe zusammen zu nennen, die höchstens mit einer Atempause zusammen genannt werden können und dürfen. Und gerade diese Atempause ist das Christliche.

Soll ich schließlich noch einmal kommen auf das „den Nächsten lieben wie Gott?" Soviel Schriftkenntnis darfst Du bei mir voraussetzen, daß ich an Matthäus 22 dachte. Wenn ich trotzdem Deine Exegese unbegreiflich finde — wieder als ein Zeichen des Mangels an Distanzgefühl bei Dir; denn ich kann Gott wohl im Nächsten lieben, aber nicht den Nächsten wie Gott —, so kommt das daher, daß Jesus eben gerade nicht sagt: Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Gott, sondern wie Dich selbst. Und nun beachte, bitte, was das für Konstruktionen sind! Erster Satz: den Nächsten lieben = Gott lieben. Zweiter Satz: den Nächsten lieben = Handgranaten werfen (Spalte 632: Handgranaten sind das Gerät der Nächstenliebe). Der Schluß, der dabei herauskommt, ist wirklich erbaulich. Aber so muß es kommen, wenn man als göttlich rechtfertigen will, was menschlich ist. Ich habe zu viel Achtung vor Deinem theologischen Können, als daß ich solche Kunststücke bei Dir erwartet hätte. Vergleiche bitte noch, wie Du das Wort verwendest „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben lässet für seine Feinde", wo nach dem ganzen Zusammenhang der Sinn kein anderer sein kann als: Niemand hat größere Liebe denn die, daß er tötet. Dazu das Andere: Den Krieg anerkennen heißt das Gesetz Christi erfüllen. Das sind doch Ungeheuerlichkeiten, dadurch die Theologie in den Ruf der Sophistik kommen muß.

Aber damit rühre ich bereits an das eigentliche Thema Deines Vortrags, über das sich zu äußern ich Andern überlassen möchte. Ich denke wieder an den Schluß Deines Vortrags, wo Du mit der Möglichkeit rechnest, daß dieser Vortrag in gewissen Kreisen schädigend wirken werde. Du hast ihn dennoch gehalten, aus der Gewißheit, der Zukunft damit zu dienen. Unter denselben Empfindungen habe ich meinen Angriff gegen Dich gerichtet. Ich sah deutlich, wie dieser Artikel bei Dir und bei Außenstehenden wirken, vielleicht auch ausgeschlachtet werden würde. Ich unternahm den Angriff dennoch — auch als Dienst an der Zukunft. Warum sollen wir es verhehlen, daß wir glauben, daß auch in der Theologie ein Neues werden muß? Bei mir und vielen Anderen ist auf jeden Fall der Ehrgeiz sehr gering, die Doctrina publica zu vertreten, wie sie bis zum Jahr 1918 mit wenig Ausnahmen von allen Kathedern und Kanzeln des evangelischen Deutschland erklungen ist. Wir sehen zu sehr die Fehler und Versäumnisse dieser Doctrina publica. Bei aller Verehrung und Pietät gegen unsere Meister und Lehrer warten wir auf das Werden eines Neuen auch in der Theologie, dessen freilich bewußt, daß das Neue nur kommen kann aus einer tieferen Erfassung des biblischen Christentums.

In freudiger Erwiderung Deines Grußes

Schweinfurt Dein Julius Sammetreuther

Herrmanns Dogmatik

§ 29. Gott als der Herr der Welt

Die Macht, der wir uns selbst in freier Hingabe unterworfen wissen, denken wir tatsächlich bereits als die Macht, als das, was in allem Wirklichen herrscht. Denn an ein Wesen, das wir uns nicht so vorstellen, würden wir uns eben damit nicht völlig hingeben. Dieselbe Erfahrung also, die uns dazu bringt, die in ihr uns berührende Macht durch reines Vertrauen zu ehren oder Gott zu nennen, erzeugt in uns den Gedanken der Allmacht.

Daß Gott allmächtig ist, bedeutet erstens, daß es für sein Wirken keine von außen gesetzte Schranke gibt (Luk. 1, 37; Matth. 19, 26). Dieser Gedanke aber läßt sich nur durchführen in dem zweiten, daß Gott alles Wirkliche wirkt, auch die verborgenen Regungen unserer eigenen Seele. Luther hat daher in seiner Schrift De servo arbitrio 1525 die Weigerung des Erasmus, diese Folgerung anzuerkennen, als einen gänzlichen Mangel an Glauben oder an wirklicher Religion beurteilt. Hat er damit auch Erasmus Unrecht getan, so ist doch richtig, daß der Glaube so lange in uns gehemmt ist, als wir nicht imstande sind, irgendein Ereignis, das uns berührt hat, als ein Werk der Fürsorge Gottes für uns selbst aufzunehmen. Indem Jesus diese spezifische Fürsorge Gottes für sich selbst anerkennt und dieselbe Haltung seinen Jüngern zumutet, gebraucht er tatsächlich den vollständig entwickelten Gedanken der Allmacht, ohne ihn ausdrücklich zu formulieren. Dagegen wird von der Alles wirkenden Macht Gottes gesprochen in Röm. 8, 28 und Apg. 17, 28.

Dieser reine Gedanke der Allmacht ist aber offenbar nicht in jedem Moment der Ausdruck dessen, was wir selbst erleben, sondern nur dann, wenn der Glaube ein Hemmnis, mit dem er zu kämpfen hatte, überwunden hat. In dem Kampfe des Glaubens selbst kann dagegen der Gedanke der Allmacht nur den Ausdruck gewinnen, der in jenem Worte Jesu Matth. 19, 26 vorliegt, daß Gott alles kann, was er will.

Wir vertrauen aber immer dann wirklich auf die Allmacht Gottes, wenn das Bewußtsein seiner Nähe uns die Kraft gibt, uns willig in das Notwendige zu ergeben (vgl. Mark. 14, 36), auch wenn wir es als solches selbst nicht verstehen können, und wenn wir mit der Hoffnung auf eine über unser Verstehen reichende Zukunft erfüllt werden (Eph. 3, 20). Das Wirken der Allmacht Gottes bleibt uns dabei trotzdem verborgen, es kann niemals in der Welt sinnlich faßbar werden. Denn es vollzieht sich ja immer in ruhiger Herrschaft über alles Wirkliche, also nie in einem Kampfe mit anderen Kräften; aber nur in einem solchen Gegensatz könnte es sinnlich wahrgenommen werden. So wird in uns der Gedanke vollendet, daß Gott immer verborgen ist und daß seine Wege und Gericht unerforschlich sind*). Wilhelm Herrmann †

*) Im Jahr vorher findet dieser Paragraph noch folgende Fortsetzung:

Diese religiös notwendigen Gedanken von dem allmächtigen, und deshalb verborgenen Wirken Gottes können wir mit der uns allein möglichen Anschauung persönlichen Lebens nicht zusammenfassen, denn wir kennen dieses nur als ein solches, das sich im Kampf verwirklicht; in allem also, was wir von persönlichem Leben zu sagen wissen, muß immer Etwas enthalten sein, was von dem allmächtigen Gott nicht gelten kann. Gott ist uns also nicht nur in seinem allmächtigen Wirken verborgen, sondern auch in der Art seines persönlichen Lebens. Ein geistiges Wesen, das in Allem, was ist und geschieht, von vornherein etwas von ihm Gewußtes und Gewolltes hat, ist uns unfaßlich. Es ist daher in der orthodoxen Dogmatik ein durchaus richtiger und nur ungenügend begründeter Gedanke, daß Gott auch für den Glauben, dem er sich offenbart hat, im Verborgenen bleibt.

Aus der Unmöglichkeit, unsere Anschauung von persönlichem Leben auf Gott anzuwenden, pflegt der Pantheismus zu schließen, daß man überhaupt nicht von Persönlichkeit Gottes sprechen dürfe (D. F. Strauß). Aber der Begriff der Persönlichkeit ist im Gegenteil die genaue Bezeichnung dessen, dem allein wir die Macht über Alles zutrauen können; denn nur ein solches Wesen hat Macht über sich selbst und damit zugleich über Andere, die dazu gekommen sind, sich selbst die Aufgabe des persönlichen Lebens zu stellen. Ebenso können wir nur in dem allmächtigen Gott das Ideal persönlichen Lebens verwirklicht denken; denn die reine Selbständigkeit, die für uns eine unerschöpfliche Aufgabe bleibt, kann nur in einem Wesen wirklich sein, das nicht der fortdauernden Bestimmung durch Anderes bedarf, das nicht von ihm selbst stammte, also nur in der Macht über Alles. Wir sehen es ein, daß unsere Anschauung von persönlichem Leben auf Gott nicht paßt; dies und die notwendige Verborgenheit seines Wirkens bildet die Schranke unserer Erkenntnis Gottes; aber der reine Begriff der Persönlichkeit steht mit dem Gedanken des allmächtigen Gottes nicht in Widerspruch.

Kulturabgabe?

In den letzten Jahren ist wiederholt der Gedanke aufgetaucht, zu Gunsten unsrer freien Kulturgüter, also der Künste, der Weltanschauung und der Religion, die Reichseinkommensteuer durch einen prozentualen Zuschlag zu ergänzen. Jeder Staatsbürger stehe irgendwie im Genuß dieser Güter, also habe er auch zu ihrer Pflege beizusteuern. Aus dieser Kulturabgabe sollen die Kosten der Theater, Konzerte, Kunstausstellungen, Weltanschauungsvorträge und Gottesdienste bestritten werden. Die Gruppen der verschiedenen Interessenten, z. B. die Kunstvereine und die Kirchen, melden ihren Bedarf an, das Reich setze die Höhe des Steuerzuschlags fest und verteile den Ertrag nach einem zu bestimmenden Schlüssel.

Die Einführung dieser Kulturabgabe wird neuerdings wieder erörtert; sie sei deshalb vom Standpunkt der Religion und Kirche aus kurz beleuchtet.

Zweifellos hat der Gedanke viel für sich. Er nimmt den Finanzämtern das mühselige Geschäft der Kirchensteuerveranlagung ab, also die Pflicht, jeden Zensiten auf seine Konfession hin zu prüfen und für jeden die, nach seiner Konfession verschiedene, Kirchensteuer zu berechnen. Statt dessen wird, für alle gleichmäßig, der Einkommensteuer ein etwa auf 10 Prozent festgesetzter, also leicht zu errechnender, Zuschlag beigefügt. Um diesen Zuschlag erhöht sich auch der Steuerabzug der Gehalts- und Lohnempfänger, die auf diesem Weg mühelos für den Zweck der Kirche erfaßt werden. Die Zentralstelle bestimmt dann z. B. 6 Prozent des Gesamtertrags für die Religion und verteilt sie an die Religionsgesellschaften je nach ihrer, bei der Volkszählung ermittelten Stärke, z. B. 4 Prozent an den Deutschen Evangelischen Kirchenbund, der dann jeder einzelnen Landeskirche ihren Anteil überweist. Die Kirche zieht aus diesem Verfahren ähnliche Vorteile wie der Staat. Sie ist den Verhandlungen mit den Finanzämtern, vor allem aber der Furcht vor der Austrittsbewegung überhoben und kann fortan mit sicheren Einkünften rechnen: das ganze kirchliche Steuerelend der letzten Jahre ist mit Einem Schlag beseitigt, die Kirche hat wieder Luft.

Wir warnen gleichwohl unsre Kirchen und Kirchenbehörden dringend, diesem Gedanken irgendwie näherzutreten. Er ist viel zu gefällig, als daß er gut sein könnte. Von technischen Fragen sei hierbei ganz abgesehen, auch von der Frage, ob nicht sehr bald, je nach den verschiedenen Bedürfnissen der Kirchengemeinden, zu der Kulturabgabe doch wieder örtliche Sondersteuern treten müßten. Viel stärker kommt es uns auf die grundsätzliche Bedeutung der Kulturabgabe an.

Ihre Einführung würde die kaum gelockerten Bande zwischen Kirche und Staat viel enger knüpfen als zuvor, und das kirchliche Finanzwesen ganz der Willkür des Staates ausliefern. Wie, wenn es z. B. den andern Interessenten gelänge, sich einen so großen Anteil an der Kulturabgabe zu sichern, daß für die Kirche nicht genug übrig bliebe? Wenn kirchenfeindliche Mehrheiten in der Regierung und beim Reichstag das Kulturabgabengesetz zum Nachteil der Kirche abänderten? Wenn Freidenker und andre Weltanschauungsvereine gerade die Kulturabgabe zum Anlaß nähmen, für den Kirchenaustritt zu agitieren, der ihnen selbst finanziell zugute käme?

Umgekehrt aber, wenn all dergleichen nicht geschieht, sondern die Kirche hat fortan ein bestimmtes und ausreichendes Einkommen in unkündbarer Erbpacht, verfügt also, ohne weiterhin den Finger zu rühren, über alle erdenkliche finanzielle Sicherheit, dann wird sie gerade an dieser Sicherheit zu Grunde gehen!

Unser tiefstes Bedenken ist dies: die Einführung der Kulturabgabe würde den Kirchenbeitrag um den letzten Rest der Freiwilligkeit, des persönlichen Charakters bringen. Die Kirche braucht gewiß, wie jede Organisation, geordnete und ausreichende Finanzen. Aber sie muß all ihren Bestand, darum auch ihr Finanzwesen, auf den kirchlichen Sinn ihrer Glieder gründen und muß die Entrichtung der kirchlichen Abgaben so gestalten, daß sie als kirchlicher Akt, als Bekenntnisakt erscheint. Die Kirchensteuer heißt immerhin Kirchensteuer; wer sie entrichtet, weiß, daß er damit zum Unterhalt seiner Kirche beiträgt. Die Kulturabgabe streicht die Kirche völlig aus dem Bewußtsein der Zahler, ist also im letzten Grund ein Mittel, um die Beziehungen zwischen der Kirche und ihren Gliedern zu lockern.

Uns dünkt, im wahren Interesse liegt der entgegengesetzte Weg: die kirchlichen Abgaben dürfen nicht noch mehr mit der Staatssteuer verquickt, sondern müssen umgekehrt von ihr reinlich geschieden und ihre Erhebung kirchlich ausgeprägt, d. h. kirchlichen Organen übertragen und in kirchliche Gebäude verlegt werden. Das ist in einzelnen Städten, unsres Wissens z. B. in Berlin, schon längst der Fall; anderwärts ist es in den letzten Monaten, als die Finanzämter versagten, aushilfsweise geschehen. Allerdings in unzulänglicher Form: die Finanzämter erhoben die Kirchensteuer auch weiterhin von den veranlagten Steuerpflichtigen, verwiesen alle andern, namentlich die Gehalts- und Lohnempfänger, an ihre Kirchengemeinden und riefen dadurch mit Verwirrung hervor. Im übrigen aber hat, soweit wir unterrichtet sind, die Kirche gute Erfahrungen gemacht. Die Glieder der breiten Schicht, die „kleinen Leute“, kamen mit rührender Selbstverständlichkeit, viele Hunderte, die den Maschen des amtlichen Apparats entschlüpft und in der Steuerliste überhaupt nicht enthalten waren, meldeten sich unaufgefordert und zahlten. Die gesamten, recht umfangreichen Arbeiten aber wurden von freiwilligen Hilfskräften der Gemeinden ehrenamtlich geleistet. So hat die Ausübung der kirchlichen Pflicht auch neuen Sinn für die Kirche geweckt.

Diese gelegentlichen Erfahrungen weisen der allgemeinen Entwicklung ihren Weg. Staat und Kirche haben ihren Bereich gegeneinander abgegrenzt, darum soll die Kirche auch nicht mehr nach den Krücken des Staats greifen, sondern bei ihren Gliedern das Kirchenbewußtsein immer kräftiger entwickeln. Die Kulturabgabe würde das volle Gegenteil bewirken; deshalb verwerfen wir sie und fordern umgekehrt die stärkere Verkirchlichung der Kirchensteuer.

Frankfurt a. M. Johannes Kübel

Glossen zu allerhand Büchern

4. Russisches, Deutsches, Jüdisches, Griechisches

Es sei nun daran gedacht, daß diese Literaturbriefe *) Glossen zu „allerhand“ Büchern beabsichtigen. So sei das indische Thema eine Weile verlassen, obwohl mir sehr am Herzen liegt, zur Lektüre vor allem der Oldenbergschen Standardbücher über Brahmanas und Upanischaden (Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen) zu verführen, dazu der Hauerschen Schrift über die Anfänge der Yogapraxis (Stuttgart, Kohlhammer), die ich für bestimmt und geeignet halte, das Studium des ältesten Indertums und die immer noch sehr sorgenreiche Erforschung des Veda auf eine neue Basis zu stellen.

*

Wie stark die Auseinandersetzung mit dem Osten herannaht, — zunächst (gesunderweise) überwiegend noch auf der natürlichen Verbindungsbrücke über das Russentum — das zeigt sich von Jahr zu Jahr mehr, das zeigt auch das schöne und lesenswerte Buch der Lou Andreas-Salomé „Rodinka“ (Jena, Diederichs 1923). Ein durchaus in abendländischer Nationalität wurzelndes und auf sie gerichtetes Gemüt erlebt russische Zustände, Charaktere, Strebungen, die selbst ins Abendland wollen oder sich gegen es verteidigen. Es erlebt sie mit im Sinn des Abendlandes gesunder Kritik, fühlt sich aber von einer moderneren Welle von Ehrfurcht gegen irrationale Wirklichkeiten, die hinter dem Aberglauben stehen möchten, oder gar von Sehnsucht nach solcher Wirklichkeit überrannt, — einer Wirklichkeit, von der wir nur hie und da einige Linien erkennen, wie vereinzelte Linien von Felszacken hinter Nebeln. Schließlich scheint diese größere Wirklichkeit wie ein dunkles Himmel und Erde — unsern

*) Vgl. 1922 Nr. 35, 1923 Nr. 16/17 und Nr. 47/48. Obiges Stück sollte vor Weihnachten erscheinen! D H

Himmel und unsere Erde — verschlingendes Verhängnis über das Geschehen des Buches hereinzustürzen. Wilde Schicksalsdrohungen fallen ein. Es ist allerlei angelegt, kann von jeder Seite losblitzen, man weiß durchaus nicht, von welcher: doch ist so oft gedroht, ohne daß Entscheidendes geschah, daß man zu übler Letzt doch ganz vergnügt bleibt: Es wird nichts passieren. Obwohl alle klaren, festgezogenen Fäden sich zerzausen, alles immer prophetischer, dunkler, mystischer und wirrer wird, auch sprachlich wirrer. In diesem Augenblick geht die Dichterin davon, überzeugt, uns in mystischer und zugleich schreckhafter Versunkenheit verlassen zu haben.

Es steht doch viel Schönes, Ahnungsvolles in dem Buch. Witalii, der Held des Buches, als Charakter und Charakterbildner. Die gewalttätige Beterin, seine Mutter, die er über alles liebt und in allem bekämpft. Die Geschichte eines jungen Popen, eines modernen revolutionären Menschen, der seine Ideen und damit eine feine, zarte, aufopferungsvolle Gesinnungsgenossin verraten zu haben scheint. Er will in die höhere Laufbahn, die zum Zölibat verpflichtet und macht durch wohlüberlegte Schriften in dieser Richtung von sich reden, so daß seine Freunde empört sind. Aber eines Tages lesen sie, daß er gehenkt ist. Seine dramatische Gestalt blieb ihnen „noch fester eingeprägt als die Erzengelgestalt seiner Braut, die soviel lauterer als er, und soviel lauter auch, nach des Teufels Hilfe rief, ohne den Teufel ganz zu kennen“.

Ich gebe noch einige Stellen.

Vom Heiligenbild: „Wir sind an Sichtbarkeit gebunden! Fühlst du denn nicht den Ikon als die einzig mögliche Lösung: Gott schauen, indem man ihn sichtbar zu schauen verzichtet? Ein paar feierlich starre Linien in streng vorgeschriebener, der Phantasie, der Willkür entrissener Gewalt — ein Fingerzeig, ein Hinweis: Dahinter wandelt Gott vorüber.“

Über einen Dichter: „Der Dichter ist es ja, den diese Menschen hier brauchen, er ist es, der ihnen allein alles einleuchtend machen könnte — und wäre es etwas gegen alle Gewohnheit von Alters her. Er vermöchte ohne Raub und Wahn zu befreien: so wie man versumpfendem Fluß hilft in sein Meer. Nur ein Dichter kann nicht umhin, mehr wiederzugeben, als er nimmt.“

Über ein Schicksal: „All dies trug sich ja zu wie in Träumen, wo man gar nicht vorhandenen Dingen nach Willkür befiehlt: Sei du dies — du das! — und gleichzeitig ihrer Unheimlichkeit — der tiefempfundenen eigenen — erliegt.“

*

Mir legt sich die „Christliche Ethik“ E. W. Mayers auf den Tisch. Ich werde nicht sehr bald dazu kommen, sie zu lesen, weil ich mich zu tief in andre Themen eingelassen habe. Trotzdem fesselt mich gerade diese Ethik durch ihren bloßen Titel. Nicht weil ich mich gewöhnt habe, die Religion und so auch die christliche als Erlösung von der Ethik anzusehen. Sondern wie eine liebe Jugenderinnerung durch den Namen des Verfassers. Man sagt mir, diese Ethik sei besonders interessant geschrieben, auch für Laien zu lesen. Ich glaube es aus persönlichen Gründen. E. Walther Mayer war — leider nur für kurze Zeit — mein Religionslehrer auf dem Gymnasium. Und dieser Religionsunterricht ist es, der mir die Verwerfung des Schulreligionsunterrichts, über die ich mir sonst klar bin, immer wieder erschwert. Denn dieser Religionsunterricht war doch etwas! Es ist eben die alte Erfahrung, daß Persönlichkeiten alle Allgemeinsätze umstoßen. Hier war ein Mensch voll Leben und Liebe ohne Sentimentalität unter uns getreten. Mayer verstand es, uns junge Menschen mit wirklichem Interesse für religiöse Fragen zu füllen. Er verstand es, uns zum Bewußtsein zu bringen, daß Alles das, um dessentwillen wir über die Religion hinaus zu sein glaubten — Wunder vor allem — ganz peripherische Fragen seien, die, so wie wir sie auffaßten, mit Religion kaum etwas zu tun hatten. Das war vielleicht der wichtigste Dienst, der uns damals geleistet werden konnte. Und dann Kirchengeschichte, erste drei, vier Jahrhunderte. Befand man sich denn zwischen Idioten? Was sollte uns dieser kindische Unsinn, der da in Paragraphen eingeteilt war? Und nun kam „Mayerchen“, wie wir ihn mit verehrender Liebkosung nannten, und brachte uns an Stelle der Idiotismen platonische Philosopheme tief nachdenklicher Köpfe und warmer Herzen zu nachfühlendem Verständnis. Da lohnte es zuzuhören. Es war eben die merkwürdige Tatsache, daß hier ein Mensch war mit menschlichem Interesse für uns als Menschen. Das hat so auf uns eingewirkt, daß kaum einer von uns diese Gestalt aus jugendlicher Feurigkeit und Reinheit aus dem Gedächtnis verloren haben wird. Ich erinnere mich eines charakteristischen Vorfalls. Die „Zwischenstunde“ war zu Ende. Mayer war noch nicht gekommen. Solche Pausenverlängerungen wurden gewöhnlich sehr lärmvoll ausgefüllt. So schien es auch jetzt werden zu wollen. Da erhob sich einer unsrer Schwierigsten — im Sinne der passiven Resistenz Schwierigsten — und sagte: „Jungens, ich meine, Mayerchen ist der Einzige, der uns anständig behandelt: da sollten wir ihm gegenüber das Gleiche tun.“ Und so geschahs.

*

Der Zufall will, daß sich ein Buch noch eines Andern, der in mein Leben eingegriffen hat, nicht persönlich und doch wie persönlich, Christoph Schrempfs, mir bietet, sein „Nietzschebuch“ (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht).

Nicht daß ich Schrempf damals in Allem zugestimmt hätte. Aber in ihm erscholl mit großer Herbigkeit der harte Klang, der auf mich religiös wirkt. Schon seine kleine „religiöse Untersuchung“: „Die Christliche Weltanschauung und Kants sittlicher Glaube“ ließ mich aufmerken. Ein Vorklang dessen, was in unsern Tagen Barths Kampf gegen den deutschen Idealismus will. Nun kam der „Fall Schrempf“, der mich an sich, weil von einem Mißverständnis der Liturgie, das heißt der künstlerisch aufzufassenden Selbstdarstellung eines Jahrtausende alten Glaubens ausgehend, nicht interessierte. Aber es kam die männliche Art, wie Schrempf ihn behandelte und durchfocht. Ohne jede Sentimentalität, die heute noch allem Religiösen widerlich anhängt. Es kamen seine „Religiösen Reden“; es kam sein „Natürliches Christentum“. Seitdem habe ich, was von seinen Schriften — leider nicht viel — mir in die Hände fiel, stets als eine Lebensförderung empfunden.

Nun dieses Nietzschebuch. Ich kenne zwei Nietzsches: den wahren, dessen Leiden und Rufen die Ernsten bewegt, und den Blender, den die Unreifen lesen, um bald reif zu erscheinen. Bei Schrempf bin ich sicher, daß er den wahren Nietzsche herausschälen wird, auf die Gefahr, daß die bengalische Beleuchtung, die den „Ecce homo“ verklärt, einigermaßen verblaßt. Mich, als Verehrer des Nietzschechen Stils, haben die Selbstüberhöhungen dieses Ecce homo, vermischt mit Küchenrezepten, doch übel angestrengt. Ich hatte bereits vorher vermutet, was sich mir denn bestätigte, daß ich im Ecce homo, dem einzigen Buch Nietzsches, das ich bis vor kurzem nicht kannte, an die Quelle des Stils kommen würde, der jetzt alle die vielen Propheten übermocht hat, die im deutschen Lande aufgeschossen sind. Man irrt ja zwischen lauter haushohen Piedestalen herum, auf denen ganz oben, kaum kenntlich, kleine liebe Menschen ungeheure Megalophone herumschleppen, durch die sie je und je auf dem Bauche über den Rand sich beugend, uns von ihrer Größe unterhalten. Vor langer Zeit einmal äußerte ich zu Jemandem, ich freute mich schon auf die Zeit, die ich damals für nahe hielt, wo man merken würde, daß man nur noch durch Bescheidenheit Aufsehen erregen könne. Sie ist noch immer nicht gekommen. Schrempfs Stil ist ja auch nicht ohne Ansprüche; aber die große Sachlichkeit, Gediegenheit und das Gefühl der Wahrhaftigkeit jedes Wortes, das er zu vermitteln weiß, bestreiten die Kosten. Auch Goethe wollte nicht bescheiden sein. Weshalb wirkt er doch so gar nicht unbescheiden und die Heutigen so sehr? Eine bedenkenswerte Frage nach der Echtheit.

*

Die Limburger Chronik, erneut durch Otto H. Brandt (Jena, Diederichs 1922) mit siebzehn gut passenden Abbildungen aus gleichzeitigen Miniaturen oder nach gleichzeitigen Kunstwerken, bleibt dem alten Sprachton nahe. Solche alte Chronik muß man laut lesen. Man muß sie lesen wie man einen alten Fries betrachtet. Ohne Neugier. Rein schauend und sich des Schauens freuend. Bild schlingt sich in Bild ohne jede Betonung der natürlichen Höhepunkte. Hier steht von der guten Ernte, da das Korn im Mai reifig ward und man es zu Pfingsten schnitt; daneben von einem Überfall „in offenbarem Kriege“. Es scheint aber solch offenbarer Krieg durch das ganze Halbjahrhundert gewährt zu haben, das die Chronik umgreift. Es wird ein Kind geboren, oberwärts wie eine Kröte; aber die Mutter hat selbst Schuld, denn sie hatte immer auf die Frage, ob sie ein Kind trüge, geantwortet: „Nein, eine Kröte!“ Ein Gefangener springt mit dem Bürgermeister, der ihn zum Kerker führt, die Mauer hinunter, daß der Bürgermeister zerschellt, er aber auch nicht mehr weiter fliehen kann. Zu Kuttenberg in Böhmen fährt man auf dem Kornmarkt mit Schiffen, so hohe Flut ist gekommen. Zu Cöllen gibt es einen Maler, der heißt Wilhelm, der malt einen jeglichen, als lebte er. Item in denselben Zeiten, da sang und pfiff man dies Lied: „Gott geb ihm ein verdorben Jahr, Der mich machte zu einer Nonnen ...“ Und so geht es fort. Ruhelos reiht sich Bild an Bild: Burgenbau, Burgenzerstörung, Ritterbünde, Städtebünde, guter Wein und saurer Wein, Aufruhr, Hinrichtung, Liedermoden, Kleidermode, die fünf großen Sterben jener Zeit und die scheußlichen Judenverfolgungen, die in Deutschland immer ausbrachen, wenn man einen Schuldigen brauchte, der damals so schwer zu finden war wie heute. Nebenher die Geißlerzüge und die Tanzwut vom Jahre 1374. Durch all das bunte, bald dunklere, bald hellere Gewebe zieht sich etwas wie Drohung aus den Gründen. Gleich im Auftakt nach dem Sterben von 1350 die eindrucksvollen Geißlerzüge: es sollen Pfaffen gelitten werden, aber nicht als Führer; die Züge werden schließlich von der Geistlichkeit unterdrückt. Dann die schreckliche Ketzerei, die zu Mainz offenbar wurde, nachdem sie mehr als hundert Jahre heimlich umgegangen war, daß die Heiligen keine Fürbitte täten, daß es kein Fegfeuer gäbe, daß Laien so gut weihten als Pfaffen, daß kein Bischof Ablaß geben könne. Und endlich die offenbar krankhafte Tanzseuche; man denkt bei der Schilderung an Epilepsie, die sich ja oft mit

inneren Ergriffenheiten verbindet; auch sie mit einem Zug von religiösem Freiheitsbedürfen: „und ist es Vorbatschaft gewest des Endchristes nach meinem Bedünken" sagt deshalb der gut klerikale Chronist. Und in all dem wie ein geschliffner Edelstein das rührende Bild des aussätzigen Sängers: „der machte die besten Lieder und Reihen in der Welt, von Gedichten und von Melodien, daß dem Niemand auf Rheinesstrom oder in diesen Landen wohl gleichen mochte. Und was er sang, das sungen die Leute alle gern, und alle Meister, Pfeifer und Spielleute führten den Sang und Gedichte ... Item sang er: ‚Mai, Mai, Mai, Deine wonnigliche Zeit Ihr allen bringet Freud — Nicht mir — was meint das wohl?' ... Und war das alles lustig." In der Tat: lustig! Es gibt ein ähnlich wehmütiges Parallelbild in der älteren Minnepoesie, das Bild des jüdischen Sängers, der ähnlich gemieden, seinen Sang aufgibt: „Es hört doch Niemand meinem Sang!" „In alter Juden Weise will Ich fahren hin zur Bahre."

Man lasse sich die Gelegenheit dieser lesbaren, von vielen Volksliederversen unterbrochenen Chronik nicht entgehen, um einige Stunden echtes Mittelalter zu erleben. Nicht mehr dunkel: stes. Wer das will, greife zum Cäsarius von Heisterbach, den Ernst Müller-Holm erneuerte. (Berlin, Karl Schnabel 1910.)

*

Vor einiger Zeit tauchte in meiner damaligen Umgebung ein junger bessarabischer, also der Staatsangehörigkeit nach augenblicklich rumänischer, Jude auf, ein überaus frischer, liebenswürdiger Mensch. Er gehörte in seiner Heimat einem jüdischen Wandervogel an mit sehr „idealischen Zielen", wie er in seinem gebrochenen Deutsch versicherte. Als in unserm Gespräch der Name Martin Bubers fiel — denn der junge Mann war Zionist wie Buber und hatte vor, in Deutschland Landwirtschaft zu studieren, um sich dann in Palästina anzusiedeln — war er wie elektrisiert: „Das ist ein Prophet!" Sein Jugendbund verdankte ihm Organisation wie Zielsetzung.

Buber ist ein geistig viel gewanderter Mann. Wir verdanken ihm Verdeutschungen aus dem Chinesischen, Finnischen, Hebräischen, wobei der Nachdruck auf die Silbe „deutsch" in dem Wort Verdeutschung fällt. Einmal und hauptsächlich, weil seine Sprachgewalt im Deutschen sehr groß ist, andrerseits, weil diese Verdeutschungen — ausgenommen die aus dem Hebräischen — meines Wissens nicht aus dem unmittelbaren Urtext stammen. So benutzen die sehr feinsinnigen Übertragungen aus dem Chinesischen („Reden und Gleichnisse des Tschuang-Tse" und „Chinesische Geister- und Liebesgeschichten", beide Leipzig, Inselverlag) englische Vermittlung, sind aber mit Hilfe chinesischer Gelehrter aus dem Urtext sehr sorgsam nachgeprüft. Für das finnische Epos „Kalewala" legte er die alte Schiefnersche Übersetzung zu Grunde, konnte aber auch hier mit originalkundiger Hilfe so nachprüfen, daß in der voriges Jahr (ebenfalls im Inselverlag) herausgekommenen zweiten Bearbeitung kaum noch sehr viel vom Schiefnerschen Text übrig geblieben ist. Das Kalewala gehört übrigens zum Allerfeinsten, das es auf dem Gebiete der Volkspoesie gibt; auch für den Religionsforscher voller Anregungen. Ich halte, wie ich wohl schon früher betont habe (Vorwort zum Isländerbuch), diese Methode, wie sie denn die Goethesche ist, für die allein richtige, wo es sich um künstlerische Zwecke handelt. Um noch einmal zu formulieren: Künstlerische Übersetzungen sollen nicht von Sprachforschern gemacht werden, sondern von Künstlern, denen die Sprachforscher zuverlässig und ohne ästhetische Prätensionen gearbeitete Wortübersetzungen liefern. In Bubers auch religiös wichtigen Legendensammlungen aus der Chassidischen Bewegung (um 1750) handelt es sich nicht um eigentliche Übersetzungen, sondern um freie Nacherzählung sehr ausgesiebter Stücke aus sehr umfangreichem Urzusammenhang mit der Zielsetzung, diesen Geschichten „die ihnen zukommende Form zu geben".

Hier, auf diesem seinem Heimatgebiet, mag Bubers Hauptbedeutung, die eigentlich eingreifendste, liegen. Eine große, noch erstarkende Richtung im Judentum geht auf seinen Wegen. Ich bin leider nicht so orientiert in diesen Dingen, um ausführlich berichten zu können. Doch ist mir Zweierlei aufgefallen: einmal, daß seine Stellung keinerlei Gehässigkeit gegen die Wirtsvölker des Judentums in sich schließt. Im Gegenteil — und das ist das Zweite, Buber hat den ideellen Einigungspunkt mit frischer Lebendigkeit ergriffen: die Person Jesu ist oder kann doch sein den Einen wie den Andern die größte Gestalt ihrer Geschichte, wenn auch im einen wie im andern Fall in etwas anderer Bedeutung. Seine Richtung des Zionismus ist also in diesem Sinne versöhnend und beruhigend wirksam.

Wie wenig seine religiöse Stellungnahme von der des Christentums sich abhebt, mag man an einem Buche wie seinem letzterschienenen abnehmen: „Ich und Du", das auch den Titel „Begegnungen mit Gott" führen könnte. (Leipzig, Inselverlag.) Ich glaube nicht, daß irgendein frommer Christ, falls er sonst dem Verständnis des sehr zart, aber nicht leicht geschriebenen Buches gewachsen ist, an irgendeiner Stelle feststellen könnte, daß das Buch von einem Nichtchristen stamme. Nur wird er am Fehlen der besonderen Beziehung auf die Christusidee leicht bemerken können, daß es keine kirchliche, oder, wie man heute etwas schamhafter sagt: „genuin christliche" Einstellung hat. Als ein Buch von Laienandachten eines Weltchristen würde er es auffassen können, würde aber hinzufügen mögen: eines sehr innigen, mystisch gerichteten und sehr modern sich ausdrückenden. Und schließlich würde er schwanken können, worüber er sich mehr freuen könne: an dem Kunstwerk des Buches, oder daran, wie das religiöse Erlebnis hier im Zentrum gepackt sei.

*

Buber hat einmal — in seinen sehr beachtenswerten „Drei Reden über das Judentum" (wie die Legendensammlungen: Frankfurt, Rütten und Loening) gesagt: „Was am Christentum schöpferisch ist, ist nicht Christentum, sondern Judentum". Es stimmt das im Grunde mit den Behauptungen der meisten christlichen Theologen überein. Wer den Plato liest und erwägt, wie stark die hellenistischen Einflüsse in Palästina schon in vorchristlicher Zeit sind, der wird doch zweifeln.

Ich möchte eine solche Frage hier nicht nebenher erledigen zu können den Anschein erwecken. Um so mehr möchte ich zu immer erneuter Lektüre Platos und zu immer neu aufgenommener Untersuchung der Frage nach ihm als einer Hauptwurzel des Christentums mahnen. Und auch wer eine gelegentlich eigene Bemerkung Bubers erwägt, wo er von der strengen Tatbezogenheit der orientalischen Religionen spricht im Gegensatz zu den abendländischen, welche geneigt sind, ein weiter hinter der Tat zurückliegendes Element des Glaubens in die Mitte zu stellen — eine Bemerkung, welche, wenn ich recht sehe, noch richtiger wird, wenn man sie auf den Gegensatz „semitisch-indogermanisch" einschränkt.

Es gibt zur Zeit zwei empfehlenswerte Plato-Übersetzungen, zwischen denen man je nach seinem besonderen Zweck wählen kann. Die eine ist rein ästhetisch gedacht: Übersetzung der Hauptwerke in sehr schöner Ausstattung. Die Übersetzer sind Kassner, Kiefer und Preisendanz; der Verlag der von Diederichs in Jena. Anmerkungen auf das Unumgänglichste beschränkt. Dafür ein Ergänzungsband über Plato und sein Werk von Max Wundt. Die andre, von Otto Apelt besorgte, der „Philosophischen Bibliothek" (Leipzig, Felix Meiner) umfaßt den ganzen Plato, auch die zweifelhaften Schriften, und gibt vor allem einen sehr ausführlichen Erläuterungsapparat mit Anmerkungen, Registern und Literaturübersichten. Man fühlt sich binnen kurzem in der Sicherheit, daß alles zu eindringenderem Verständnis Nötige bei der Hand ist.

Auf diese Empfehlung möchte ich im wesentlichen mich für heute beschränken. Das scheint mir inzwischen klar, daß gerade eine Religion, die den Charakter der Absolutheit beansprucht, am wenigsten daran interessiert ist zu leugnen, daß ihre Fragen, Einsichten und Antworten auf mehr als einem Boden sich vorbereitet haben. Man erwäge in Ähnlichkeit und Anderssein einen Satz wie den ersten des neunten Abschnitts im Phaidon (Apeltsche Übersetzung S. 381): „Alle, die sich in rechter Weise mit Philosophie befassen, haben es im Grunde auf nichts Anderes abgesehen als darauf, zu sterben und tot zu sein; aber den übrigen Menschen bleibt das verborgen."

Bischofstein Arthur Bonus

Eine Kirchengeschichte des frühen Mittelalters

Hans von Schubert, Geschichte der christlichen Kirche im Frühmittelalter. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1921. XXIV und S. 401–808.

Das vorliegende Werk ist hervorgegangen aus der Bearbeitung der Moellerschen Kirchengeschichte, tritt nun aber als völlig neue, selbständige Darstellung auf den Plan. Es ist zu hoffen, daß die Geschichte der alten Kirchen wie diejenige des Hochmittelalters bald nachfolgen wird. Die Heraushebung des „Frühmittelalters" in gesonderter, eingehender und umfangreicher Behandlung bildet ein Novum in der Kirchengeschichtschreibung. Dies wäre freilich ein müßiges Unternehmen, wenn es sich dabei bloß um eine schulmeisterliche Neueinteilung, um eine Zerhackung der in kontinuierlichem Gange sich vollziehenden geschichtlichen Bewegung handeln würde. Die Lebendigkeit der Geschichtsforschung hat sich aber u. a. darin zu erweisen, daß sie es versteht, die bunte Fülle der Geschichte immer wieder unter neuen charakteristischen Gesichtspunkten zu sehen, zu ordnen und zur Anschauung zu bringen.

Analog der Hellenisierung des Christentums in den Jahrhunderten seines Übergangs auf die spät-antike römisch-hellenistische Gesellschaft faßt der Verfasser die Jahrhunderte von Theodorich und Chlodwig bis zum Ausgang der Karolinger zusammen unter dem Gesichtspunkt der wechselweisen Romanisierung der jungen barbarischen Germanenwelt und Germanisierung der römisch-hellenistischen kirchlichen Antike. Die Darstellung dieses doppelseitigen Vorgangs ergibt die Grundlage der hochmittelalterlichen Kirchengeschichte. Sie zeigt die Keim- und Blütezeit der mittelalterlichen Einheitskultur, die Genesis der europäischen Christenheit. In den Stürmen der Völkerwanderung verbindet sich Altes und Neues: die hellenistisch-christliche Mysterienreligion, von den Nachkommen der alten Römer umgürtet mit dem Panzer straffer, disziplinierter Rechtsorganisation, Zuflucht zugleich aller Trümmer einer untergehenden Kultur und Trägerin eines mönchisch-asketischen Lebensideals, dazu Erbin einer respektabeln Bibliothek, die allerlei Beträchtliches und Seltsames enthält, vom Alten und

Neuen Testament bis zu Augustin und Pseudo-Dionysius Areopagita — dieses ehrwürdige kirchliche Gebilde sucht und findet, inspiriert von den stärksten idealistisch-imperialistischen Ansprüchen, die Herrschaft über die Gemüter der siegreichen, gewaltfrohen Germanenvölker. Große Kompromisse mit dem Geist, Willen und Herrschaftsanspruch der Neulinge sind selbstverständlich: die Blütezeit dieser weltgeschichtlichen Neubildung zeigt auf ihrem Höhepunkt den Germanen und Laien Karl im Vollbesitz der Leitung der neuen romanisch-germanischen Universalkirche. Die aus dem Germanentum emportauchende neue Kultur ist voller Spannungen, die sich noch in gefährlichen Gewittern entladen werden. Merkwürdige Gestalten sind es, die in diesen romanisierten, verkirchlichten Germanen den Schauplatz betreten: schauerlich-grotesk die Einen wie Chlodwig, der willkommene Erstling unter den römisch-katholischen Germanenfürsten, oder wie das Raubtier-Weib Brunhilde, die Feindin Kolumbans und tätige Förderin der gregorianischen Mission unter den Angelsachsen; hilflos-rührend Andere, wie der vermönchte Sohn und Nachfolger des großen Karl auf dem Kaiserthrone; klerikale Reichsmagnaten von imposanten Ausmaßen: Angilbert, Adalhard, Wala, Arn von Salzburg, die Männer Karls des Großen, und dann der gewaltige Hinkmar, der geistliche Imperator im Reiche Karls des Kahlen. Verdächtig oft sind es königliche Frauen, deren Herz für Rom zur Einfallspforte in ein Germanenvolk wird. An die Seite des rohen Chlotar I. gezwungen, ersteht in der Thüringerin Radegunde die mittelalterliche weibliche Heilige. Germanische Männer mit respektabler kirchlicher und profaner Gelehrsamkeit treten auf den Plan: ein Beda, ein Alkuin, umflossen von humanistischem Schimmer, — aber auch der Typus des notorisch ungenialen gelehrten Schulmeisters ist in Hrabanus Maurus bereits deutlich vertreten. In dessen Schüler wiederum, dem Reichenauer Walachfried Strabo, begrüßt uns der erste uns bekannte schwäbische Dichter. Ein Sprosse alten, westgotischen Adels wird, überwältigt von den Idealen des Mönchtums, als „Benedikt" von Aniane zum zweiten Vater und zum Organisator des abendländischen Klosterwesens. Die alte Mannen- und Gefolgstreue findet im freiwilligen Gelübde und Gehorsam des Klosters ein von zahllosen, namentlich auch den vornehmen Geschlechtern angehörigen Franken, Sachsen, Alemannen und Bajuvaren gesuchtes neues fremdartiges Kleid. Es ist ein grandioser germanisch-altkirchlicher Synkretismus, was da in groben und zarten, in absonderlichen und bedeutungsvollen Formen auf die Bildfläche tritt. Im Mittelpunkt der Zeit steht Karl der Große, das Haupt der fränkischen Universalkirche, idealistischer Imperialist im größten Stile, nach seinem eigenen Lebensgefühl ein neuer König David. Er unterwirft die Völker nicht um der Herrschaft willen. Das Imperium ist inspiriert von seiner kulturellen, kirchlichen, ethischen Mission. Der Sachsenkrieg, die Jurisdiktion über Leo III., die Bemühungen um die geistige Hebung des Pfarrerstandes, um die Liturgie, die Wissenschaft, das Schulwesen — alles liegt auf der gleichen Linie. Omnia in Christo instaurare ist die Meinung — Christus freilich, wie er sich auch einem hellen Germanenkopfe auf Grund der sakramentalen Übermalung durch die kirchliche Antike im besten Fall darstellen mochte.

Die Ehe zwischen Germanentum und römischer Kirche ist ein höchst erstaunliches kulturgeschichtliches Ereignis. War doch für die ganze Masse der ostgermanischen und große Teile der westgermanischen Völkerschaften die romfreie, arianische Form des Christentums durch Jahrhunderte hindurch vorangegangen und schien diese doch den Germanen in mancher Beziehung angemessener zu sein. Der ursprüngliche Arianismus der Germanen wird vom Verfasser mit eingehendem Interesse ans Licht gestellt. (Vgl. von Schubert: Das älteste germanische Christentum oder der sogenannte Arianismus der Germanen. Tübingen, Mohr 1909.) Da derselbe auch nach seiner offiziellen Erledigung noch die mächtigsten Nachwirkungen ausübte, mit denen der größte, hochmittelalterliche kirchenpolitische Gegensatz, der Investiturstreit, in direktem Zusammenhang steht; so stehen wir hier vor der Genesis höchst denkwürdiger geschichtlicher Verwicklungen. Es leuchtet ein, daß nicht der Arianismus als griechisch-spekulative Schöpfung für Ulfilas und seine Goten entscheidend werden konnte zu der großen kirchlichen Sonderbildung. Glaubhaft aber ist deren Affinität mit der (von Konstantius, Valentinian und Valens begünstigten) vereinfachenden, biblizistischen Reaktion gegen die orthodoxe Spekulation der nicänischen Theologie. Im Zusammenhang damit steht der Gebrauch der gotischen Bibel sowie der gotischen Sprache in Liturgie und Predigt. Diese volkstümlichen Züge werden ergänzt durch das Fehlen jeglichen Mönchtums und durch das unangezweifelte Intaktstehen der Priesterehe mit Einschluß des Episkopates, kirchenpolitisch durch das Stammes-, ja Landes- und Staatskirchentum dieses ersten germanischen Christentums. Bischöfe, Presbyter und Diakonen, eingesetzt von den Fürsten, erscheinen als die Feldprediger höhern und niedern Grades inmitten der kriegerischen Organisation ihrer Völker. In Anlehnung an heidnisch-germanischen Brauch erhalten die Eigenkirchen des Adels ihre Stätte. Parallel damit erscheint die Landeskirche als große Eigenkirche des Königs. Kirche und Nation sind untrennbar eins. Hervorgehoben darf aber auch werden die von dem römisch-gallischen Mönch Salvian eingestandene höhere Sittlichkeit dieser Arianer: sie ist uns namentlich bezeugt von den Vandalen in Karthago zur Zeit Geiserichs.

Es ist ein bemerkenswertes Faktum, daß diese volkstümlichen, über Jahrhunderte in Kraft stehenden, häretischen Kirchen sich trotz allem gegenüber dem langatmigen Rom nicht halten konnten. Chlodwig war zweifellos ein guter Politiker, wenn er das von ferne heraufziehende Imperium der Franken von Anfang einigte mit dem alten Glanz der römischen Kirche, und nachdem einmal die arianische Vormacht, das Reich des Theodorich, samt dem Vandalenreich in Afrika von den orthodoxen Griechen zertrümmert war, erscheint es für die spanischen Westgoten als das Gebot der Stunde, wenn auch sie sich unter Rekared mit dem Konzil von Toledo 589 in den Schoß der una sancta begeben. Kein Jahrhundert mehr dauert es, so sind auch die zuletzt in die alte Welt eingetretenen Langobarden im Zusammenleben mit den Römern, nicht ohne wirkungsvollste Frauenhilfe, definitiv katholisiert, und im 8. Jahrhundert sind es nur noch einige kaum kenntliche Trümmer arianischen Christentums, die Bonifaz im Innern Deutschlands begegnen und die nun selbstverständlich neben allerlei anderen Ketzereien durch seine kirchliche Reorganisationsarbeit eliminiert werden.

Die alte Kulturmacht der römischen Kirche hatte gesiegt, mußte siegen über ein Christentum, das nur nationales Landeskirchentum war. Die Geschichte redet hier zu unserem nationalisierten Protestantismus ein deutliches Menetekel. Die hohe politische Einschätzung der katholischen Kirche auf Seiten germanischer Fürsten war doch schließlich nur ein Zeichen für die imposante geistige Macht, die sich in ihr, mitten im Chaos einer Zeitenwende, darstellte — trotzdem sie selber sich als ein höchst fragwürdiges synkretistisches Gebilde aus der Antike in die germanische Welt hineinschob. In Männern wie Fulgentius, Caesarius von Arles, Gregor dem Großen besaß die römische Kirche höchst achtbare Vertreter von bedeutenden Qualitäten, in denen sich der Geist des Mönchtums vereinigt hatte mit altrömischer Organisationsfähigkeit, sofern nicht, wie bei Fulgentius, die äußere Bedrängnis der Zeit diese in den Hintergrund rückte. Die Nachkommen der alten Römer hatten die Kunst zu regieren, freilich jetzt als die Träger der Kirche, nicht verlernt. Im katholischen Episkopat hatte das städtische Beamtentum seine theokratische Spitze gefunden. Zugleich war diese Kirche das Sammelbecken aller antiken Gelehrsamkeit und Bildung. Welchen Anteil und welchen Grad von Durchschlagskraft das eigentlich Christliche bei dem jäh errungenen Sieg der katholischen Kirche in der Germanenwelt hatte, entzieht sich, wie in allen analogen Fällen der Kirchengeschichte, unserer Kenntnis. Von größtem Interesse müßte es doch sein, wenn die Kirchengeschichtschreibung noch deutlicher die geistigen Hintergründe, die tragenden Erkenntnisse der offenbar hervorragendsten religiösen Geister, eines Fulgentius, Caesarius, Gregor, später eines Claudius von Turin und Gottschalk zur Darstellung bringen würde. Bei Caesarius und Claudius fehlt es noch an den nötigen Editionsarbeiten.

Die Germanen konnten nicht anders sich zu Herren der alten Kulturwelt machen, als indem sie darüber romanisiert wurden. Aber dieser Sieg der katholischen Kirche hatte wiederum nicht ohne einen großen Tribut an den Geist des arianischen Christentums errungen werden können: die Bewegung der Zeit gipfelt in Karls Staatskirchentum. Freilich steht auch bald genug Nikolaus I. als der Vorläufer der großen hochmittelalterlichen Päpste mit der deutlich bekundeten hierarchischen Gegenthese auf dem Plan. Die Positionen sind markiert für den Investiturstreit, an dem sich die mittelalterliche Einheitskultur verbluten wird.

v. Schubert hat das Frühmittelalter einer gesonderten Darstellung gewürdigt in dem Bewußtsein, damit einen bisher stiefmütterlich behandelten Zeitabschnitt zu seinem Recht kommen zu lassen. In gleichmäßig sorgfältiger, kritisch sichtender Bearbeitung treten dabei die einzelnen Partien in lebensvollen Bildern vor unser Auge: der germanische Arianismus, die aus der Antike herüberkommende alte römische Kirche, die Merowingerkirche in ihrem Aufstieg und Zerfall, die westgotisch-spanische Kirche, das Papsttum, die vorschottisch-angelsächsische Entwicklung, das Werk des Bonifatius, die Beziehungen Pippins zu Rom, die Reichskirche Karls und ihr Zerfall unter seinen Nachfolgern. Aber auch die Geschichte der byzantinischen Kirche kommt, den Gang der Entwicklung im Westen begleitend, in lebendiger, ausgiebiger Entfaltung zur Darstellung, steht sie doch durch den ganzen Zeitraum hindurch von Justinian bis Photius in steter Wechselwirkung mit den Ereignissen im Okzident. Das letzte Drittel des Buches bringt im Querschnitt die Verhältnisse in der Karolingischen Reichskirche: die Rechtsquellen, die Kirche als wirtschaftliche und politische Großmacht, die Hierarchie, das Mönchtum, der Kultus, die Kirche als Erziehungsanstalt, die Kirche als Bildungsanstalt.

Der Verfasser sieht die Geschichte der Kirche in ihrem unlöslichen Konnex mit der „Weltgeschichte". Selbstverständlich kann der Kirchengeschichtschreiber die weltgeschichtlichen Begebenheiten, so stark sie einwirken auf den Gang der Kirchengeschichte, nur andeuten. Das hat aber zur Voraussetzung, daß diese Hintergründe dem Leser nicht nur als blasse Gymnasialerinnerung in einem fernen Nebel liegen, sondern ihm in ihrer dramatischen

Bewegtheit und in der Größe ihrer Dimensionen einigermaßen eindrücklich vor Augen stehen sollten. Solch synoptisches Sehen der Welt- und Kirchengeschichte trägt freilich viel zur Desillusionierung in Bezug auf die letztere bei. — Um so dringlicher stellt sich dann aber auch die Frage nach den inneren, religiösen Hintergründen der kirchengeschichtlichen Bewegung, nach den religiösen Prinzipien, um die sich die Auseinandersetzung bewegte, um die gekämpft wurde, zu unserem Erstaunen so oft unter größter leidenschaftlicher Beteiligung der Massen. Es fehlen uns doch offenbar, trotz aller Dogmengeschichte, einfach noch die Kategorien, um die Aktualität, die Gegenwartsbedeutung zu ermessen, die für jene Zeit etwa die christologische Kontroverse trotz Hunnen, Persern und Arabern besaß. Was war da eigentlich los, was stand da auf dem Spiel, wenn Männer wie Alkuin und selbst Karl der Große sich genötigt glaubten, gegen den anerkannt frommen und gelehrten Bischof Felix von Urgellis mit schonungsloser Strenge vorzugehen, ihn zum Widerruf zu nötigen und von seinem Amte abzusetzen — weil er, mit ernsthaften, biblischen Motiven, im Anschluß an den spanischen Erzbischof Elipandus „adoptianisch" über Christus lehrte?! Oder was war eigentlich das Anliegen bei dem von Spanien aus das Abendland erobernden berühmten Zusatz „filioque", der bekanntlich dem Faß den Boden einschlug und das Morgenland definitiv vom Abendland trennte — bis zur Gegenwart! Wurde die Welt da durch theologische Schrullen genarrt, oder ging es da um große ernsthafte Prinzipien? Oder kulminiert all dies gelehrte und ungelehrte orthodoxe Interesse letztlich in dem einen Anliegen der Kultmagie des Meßwunders? Ist all jene Aktualität und Popularität bedingt durch den Charakter jenes „Christentums" als die Massen faszinierende Mysterienreligion?

Es war ja auf alle Fälle eine fragwürdige synkretistische Religion, die sich in jener Zeit unter dem Namen ecclesia catholica der Situation bemächtigte und den Grund zur abendländischen „Christenheit" legte. Man kann sich nicht wundern, wenn auf diesem Grunde nur ein Gebäude errichtet werden konnte, das, so imposant es zu Zeiten war, nur wieder auseinanderbrechen mußte. Man kann dem Verfasser dankbar sein für seinen wertvollen Beitrag zur Erhellung unserer europäischen Vergangenheit. Wir evangelischen Häretiker können dadurch nur in der Erkenntnis bestärkt werden, wie gründlich unser Sinn darauf gerichtet sein muß, im Anschluß an die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts ein Neues zu pflügen.

Madiswil (Bern) Peter Barth

Das Weltende im Film und im Seelenbild

Die Herren der Erde. Von Ferdinand Brockes. Halle, C. Ed. Müller 1923. 385 S.

Dies illa. Eine Geschichte von den letzten Dingen. Von Nitḧack-Stahn. Berlin, R. Mosse. 3. Auflage. 216 S.

Jenseits, Weltende — Alles, wovon man früher nur verlegen sprach, ist jetzt Mode geworden. Schon erscheint es im Roman, bald auch im Film. Ein Filmfabrikant, der die Konjunktur erfaßt, kann nichts Besseres tun als den Roman von F. Brockes verfilmen, wie dieser seine Entstehung dem Nachwort gemäß buchhändlerischer Witterung für die Konjunktur verdankt. Das muß man dem Verfasser lassen: schreiben und schildern kann er. Ganz vortrefflich gelingt ihm immer das Milieu; wie im Film spielt sich das Berliner Großstadtleben, das Treiben in Konstantinopel und in Jerusalem vor unsern Augen ab. Und langweilen muß man sich auf keiner Seite wie in so manchen christlichen Romanen. Immer passiert etwas; nur selten unterbrechen längere Reden den lebhaften Dialog. Ja, es geht etwas sehr bunt zu, bunt im eigentlichsten Sinn des Wortes. Denn die eschatologischen Stellen der Schrift, zumal die der Offenbarung Johannis, werden in einer sehr kühnen Weise in die wirtschaftliche und technische Umwelt der Zukunft hineingezeichnet. Die ästhetische Illusion leidet Schaden, wenn uns immer wieder in Fußnoten durch Zitate aus der Schrift die Erfüllung der Weissagungen bewiesen wird. Aber sonst liest man sich hindurch, ohne stecken zu bleiben, von dem Konzil der beiden Kirchen, der Evangelischen und der Protestantischen Religionsgesellschaft an, welch letztere die Bekenntnisgegner mit den Theosophen, Buddhisten und Anbetern der nackten Schönheit vereinigt, bis zum Antritt des goldenen Zeitalters. Was gäbe das für lockende Kino-Reklame-Überschriften: „Das Schlemmerfrühstück der kommunistischen Regierungsräte" — „Der Graf als Lehrer in der türkischen Schule" — „Die Gräfin im Harem und ihre Befreiung" — „Zwei Krankenheiler im Wettbewerb" — „Der Einzug des Weltpräsidenten in Jerusalem zur Einweihung des neuen Tempels" — „Vatermord an heiliger Städte" (Isaak, der Vater des Weltpräsidenten Ruben Spaßki, wird, als er seinem Sohn beim Verlassen des Tempels entgegentritt, um ihn im Namen des Messias Jeschua dem Satan zu übergeben, durch einen Schuß niedergestreckt). Wenn dann später der Weltpräsident sich im Riesenflugzeug zum Kampf mit den messiasgläubigen Christen und Juden nach Jerusalem aufmacht und der falsche Papst Leo XV. ihn erbleichend darauf aufmerksam macht, daß sie sich gerade auf der Kisonebene, auf dem Feld von Harmageddon niederlassen, wohin sich schon lange vorher nach Offbg. 19, 17—18 alle Geier und Adler zusammengezogen hatten; wenn dann auch nach der Offenbarung ein Meteor das Flugzeug zerstört und der Weltpräsident und Antichrist samt dem falschen Priester der Apokalypse zu Tode kommen; wenn die von dem bekehrten Statthalter Palästinas Josef Silberstein vor der Verfolgung in Höhlen geretteten und darin versorgten Gläubigen auf einmal nicht mehr vorgefunden werden, weil sie mit Zurücklassung ihrer Kleider dem Herrn und seinem Messiaszeichen entgegen entrückt worden sind; wenn in Berlin Herr und Frau Regierungsobersekretär Schulze das Zimmer des gläubigen Werner, den sie vor der Verfolgung geschützt hatten, durch einen Schlosser öffnen lassen und es verlassen finden und der Schlosser als Zeuge seiner Verwunderung Ausdruck gibt: „Durch det Fenster kann er nicht herausgemacht sind, denn es jeht ja hier keene Dachrinne herunter, und die vier Stock runter springen, det wär ihm schlecht bekommen. Det is ja janz unbejreiflich"; wenn endlich das Goldene Zeitalter mit den Menschen von Abrahams Lebensdauer, mit der üppige Frucht tragenden Erde und der dynamischen Naturbeherrschung durch den mit dem göttlichen Willen verankerten Menschenwillen eintritt — wenn das alles im Bild gezeigt wird, sollte das nicht eine köstliche Glaubensstärkung geben? Zumal da auch für das weibliche Gemüt reichlich Vorsorge getroffen ist: es wird viel geliebt, natürlich „im Herrn", über die Grenzen der Nationen und Konfessionen hin freien sie und lassen sich freien, sie kommen auch alle bis auf Josef und Hertha rechtzeitig vor Toresschluß noch unter die Haube, um dann in den Himmel entrückt zu werden. Den großen weltanschaulichen Hintergrund, den Kampf zwischen dem in Konstantinopel als dem neuen Babel verkörperten und vom Kommunismus verschonten Mammonismus und der Gemeinde der versiegelten Messiasgläubigen anschaulich darzustellen, dürfte auch keine Schwierigkeiten bereiten.

Wir versparen ein ernsteres Wort bis zum Schluß und wenden uns nun der zweiten Darstellung zu.

Das ist freilich eine ganz andere Welt. Eindrucksvoll setzt die Erzählung ein. Die ganze Welt ist beunruhigt von dem rätselhaften Stern X, der sich der Sonne nähert und nach allen Berechnungen in sechs bis sieben Tagen in sie stürzen muß, um ihre Glut bis zum Weltbrand zu steigern. Mit psychologischer Meisterschaft ist die dem Untergang entgegengehende Welt gezeichnet. Es geht zu wie im Krieg: die Frommen werden frommer, die Guten besser, die Leichtsinnigen leichtsinniger und die Bösen böser. Der Höhepunkt ist das große Menschheitsfest mit unvergeßlichen Bildern der vom nahenden Untergang geweckten wüsten und tollen Lebenslust. Dazwischen laufen feine Szenen mit edleren Geistern, auch eine Liebesgeschichte; aber nie kommt die Versuchung zu einem Lächeln unter der fast physisch spürbaren Wucht des nahenden Verhängnisses. Der Menschen Herzen werden offenbar unter der Hand eines Meisters der Menschenschilderung, der wirklich ein Dichter und kein geschickter Macher ist.

Werden in diesen beiden Büchern nicht zwei verschiedene theologische Stile offenbar? Hier eine Theologie, die es weiß, daß sich die größten Taten Gottes in den Seelen vollziehen, die zugleich bei allem Ernst den Zusammenhang mit der Kultur im besten Sinn nicht aufgeben will. Dort eine andere, die einen biblischen Realismus pflegt, der zum groben Materialismus führt, wie ihn die Galerie voller Verständnis begrüßt. Mit solcher Kost werden von einem theologisch gebildeten Mann, einem Superintendenten, die gläubigen Massen gefüttert, die uns mit Präambeln und Protesten gegen die moderne Theologie terrorisieren. Wo bleibt alle theologische Arbeit an dem Problem der Eschatologie von Luther und Schleiermacher an bis auf das treffliche Buch von Althaus „Die letzten Dinge"? Wäre es nicht für einen so begabten Schriftsteller wie Brockes eine wichtigere Aufgabe gewesen, an einem Menschen die siegreich überwundene Krisis zu zeichnen, die in dem Übergang von der materialistischen zu einer geistigeren Auffassung der letzten Dinge erlebt wird? Anstatt die plebs credentium zu erziehen, unterwirft man sich ihrem Geschmack und schlägt sich auf die Seite des apokalyptischen Johannes, während man doch zu der Höhe des Evangelisten aufsteigen sollte. Hier haben unsre altgläubigen Kollegen noch eine große Aufgabe, die sie, wie jene Schrift von Althaus beweist, mit Ernst und Geschick anfassen. Wenn nur die Pfarrer nicht zu schnell vor der Tyrannei der Gemeinden und zumal der Gemeinschaften kapitulierten und all ihre Theologie über Bord würfen in falscher Auffassung des evangelischen Gemeindegedankens. Sieht man ganz genau zu, dann handelt es sich nicht um einen Gegensatz in den Anschauungen, sondern um einen in den Wertungen. Was sich da an den Brockesschen Bildern freut, ist biblisch geredet Fleisch, das Fleisch bleibt, auch wenn es sich als Geist ausgibt. Die geschichtlich-kritische Theologie und die religionswissenschaftliche hat uns Eines gelehrt, und das wird man ihr auch noch danken, wenn ihre Zeit vorüber sein wird: sie hat uns unterscheiden gelehrt zwischen Buchstaben und Geist, zwischen Fleisch und Geist, zwischen dem Glauben, der sich plagt oder sich freut Bibelstellen für wahr zu halten, und dem Glauben, der sich der hohen geistigen Gotteswelt erschließt, die sich in dem Geist-Christus uns erschlossen hat.

Marburg Friedrich Niebergall

Die 18. französische Nationalkonferenz der Christlichen Vereine junger Männer

Es wird in unsern politischen Kreisen wenig Neigung vorhanden sein, vom französischen Pazifismus zu hören. Man hofft nichts von ihm, und das genügt. Ob das klug ist, und ob es nicht auch in der Politik Hoffnung geben muß, die mit langen, sehr langen Fristen, mit Möglichkeiten, heute verschlossenen Möglichkeiten rechnet, darf man fragen. Als Christen haben wir jedenfalls die Pflicht, die Kraft und den Sinn dafür, über die Grenze zu lauschen und auch die feineren Töne zu hören.

Zur allgemeinen Belehrung dient ein kleines Büchlein: Der Pazifismus in Frankreich oder Das liberale Frankreich im Gegensatz zu dem offiziellen Frankreich. Von Therese Pottecher-Arnould. Autorisierte deutsche Übersetzung. Wien VIII, Schlösselgasse 13, Verlag des Versöhnungsbundes. 12 S. Eine Fülle von Gruppen und Anläufen tritt einem da entgegen. Nicht aber ist von der Vereinigung die Rede, über deren letzte Zusammenkunft in Straßburg uns durch die Vermittlung eines studentischen Kreises Marburg-Straßburg-Paris, der in Rundbriefen und Literaturaustausch, persönlichen Korrespondenzen und Aussprachen christliche Fühlungnahme und Verständigung sucht, der folgende Bericht zugeht. D H

1

Die 18. französische Nationalkonferenz der Christlichen Vereine junger Männer, die vom 1.—4. November tagte, hatte auf ihrem Programm die Diskussion über die Wiederaufnahme der internationalen Beziehungen stehen.

In der Überzeugung, daß es wichtig ist, den Geist zu erkennen, in welchem diese schwere Frage behandelt wurde, und um objektiv und der Wahrheit gemäß eine Tagesordnung beurteilen zu können, die diesen Geist nur zum Teil wiedergibt, möchte ich versuchen, über die Ereignisse der Konferenz so unparteiisch als möglich zu berichten, ohne jedoch mir persönliche Bemerkungen oder Eindrücke zu versagen.

Die im Jahre 1920 in Le Havre tagende Konferenz hatte eine Tagesordnung angenommen, die der Wiederaufnahme der internationalen, oder besser der deutsch-französischen Beziehungen die Vorbedingung stellte, daß die deutschen Christlichen Vereine junger Männer die Schuld ihres Volkes im Jahre 1914 offiziell bekennten und sich ausdrücklich von seiner Haltung lossagten. Diesem Text gemäß hat die Exekutiv-Kommission der Christlichen Vereine junger Männer Frankreichs ihre Haltung nicht geändert. Zudem hat ein Zwischenfall, den man übrigens auf seine wahren Proportionen beschränken muß, die Situation kompliziert und die Zusammenarbeit des französischen Komitees mit dem Weltkomitee beeinträchtigt. Bei der Januarsitzung 1923 des Weltkomitees in Genf hat ein französischer Delegierter, Herr Durrlemann, sich geweigert, dem deutschen Delegierten, Herrn Stange, die Hand zu geben, nicht weil dieser Deutscher war, sondern weil es, zu Recht oder zu Unrecht, Herrn Durrlemann geschienen hatte, als wollte in der vorhergehenden Sitzung Herr Stange ein Mißverständnis hervorrufen, indem er erklärte, daß ihre gleichzeitige Anwesenheit in Genf das Zeichen sei der Wiederaufnahme der Beziehungen zwischen den Christlichen Vereinen junger Männer Deutschlands und Frankreichs, während doch in der Kopenhagener Sitzung des Weltbundes 1922 die französische Delegation ihre Mitarbeit auf den Weltbund beschränkt hatte. Dies war die Lage — sie war übrigens den französischen Vereinen durch ihr Nationalkomitee mittels einer die Konferenz vorbereitenden Broschüre bekannt gegeben worden —, als die 400 Delegierten, von denen nur 180 das Stimmrecht hatten, nach Straßburg kamen, durchdrungen von der Schwere der Fragen, die sie behandeln sollten, und der Stunde, die sie erleben würden.

Zwei Hauptthesen standen sich gegenüber:

Die erste, die des Nationalkomitees, unterstrich die Hauptnotwendigkeit, daß die Gerechtigkeit geachtet würde. Ein Verbrechen war begangen worden: ohne Buße seitens des Sünders ist jede Zusammenarbeit ausgeschlossen. Es wäre unmoralisch, eine Rechtsverweigerung, eine Ermutigung zur Sünde; man war sich selbst schuldig, ein Wort, eine Geste des sich Lossagens, der Reue zu verlangen.

Die andere These vertrat den Standpunkt, daß diese Haltung etwas pharisäisch sei, daß man Gott das Urteilen überlassen müsse und daß man nur aus bedingungsloser Liebe handeln dürfe. Die große Mehrzahl, wenn nicht alle, derer die dieser Meinung waren, glaubten an die unmittelbare Verantwortlichkeit der deutschen Regierung 1914; aber entschlossen, Jesu Christo bis zur Torheit des Kreuzes zu folgen, verlangten sie die bedingungslose Wiederaufnahme der deutsch-französischen Beziehungen zwischen den Christlichen Vereinen junger Männer, in der Überzeugung, daß die Liebe durch nichts begrenzt und nicht aufgeschoben werden solle.

Ein Drittel der Mitglieder waren für die erste These, zwei Drittel für die zweite; und aus den persönlichen Unterhaltungen ergab sich der starke Eindruck einer nicht mißzuverstehenden Einstellung nach links. Die Nordbünde, die aus der Normandie, der Seine (außer dem Verein Paris-Trevise), von der Rhone und Loire, aus dem Westen, Südwesten vertraten besonders mit starker Mehrheit, obwohl mit verschiedenen Schattierungen, diese allgemeine Tendenz.

Am Freitag, den 2. November, am Anfang des Nachmittags, wurde die Frage angeschnitten. Seit Wochen schon hatten in den einzelnen Lokalvereinen die Delegierten zu Gott mit Inbrunst und auch mit Angst gebetet, er möge ihnen die rechte innere Verfassung geben, damit nur die Interessen seines Reiches ihnen vor Augen stünden. Die Sitzung wurde durch einen kurzen Bericht des Präsidenten der Kommission eröffnet, der sodann als Schluß die von der Kommission mit vieler Mühe ausgearbeitete Tagesordnung vorlas, damit sie von der gesamten Konferenz angenommen würde.

Diese Tagesordnung bekannte sich zunächst mit unverbrüchlicher Treue zu dem Frieden, wie er im Geiste Jesu verstanden und verwirklicht wird. Indem sie doch ihrem Bedauern Ausdruck gab, daß von deutscher Seite kein Akt des sich Lossagens erfolgt sei, verlangte sie, ohne jede andere Bedingung als den Beitritt zu einer weiten, mutigen, christlichen Erklärung, die Wiederaufnahme der unmittelbaren Beziehungen zwischen den Nationalkomitees, der vollen Zusammenarbeit des französischen Nationalkomitees mit dem Komitee des Weltbundes und der deutsch-französischen Verhandlungen, wie sie 1922 in Rotterdam stattgefunden hatten.

In der feierlichen Stille, die dieser Verlesung folgte, erhob sich der Präsident des Nationalkomitees, um die Hinzufügung zweier Zusätze zu verlangen, welche die Vorbedingung einer Entschuldigungserklärung wiederherstellte und so alles wieder auf den status quo zurückführte.

Da schnürte Angst alle Herzen. Man sah den Schmerz in allen Gesichtern. Man fühlte sich am entscheidenden Moment angekommen und vor einem unmittelbaren Bruch. In furchtbarem Seelenkampf flüsterten die Delegierten der Linken: „Wir können das nicht annehmen." Freunde, die ihr dies lest, denkt an die Qual derer, all derer, die diese Stunde erlebten, und fällt nicht zu schnell ein ungünstiges Urteil.

Nach einigen Minuten der Verwirrung schlug man vor, daß die Kommission sich mit dem Nationalkomitee vereinigen sollte, um die Ausarbeitung eines gemeinsamen Textes zu versuchen, während die Versammlung im Gebet verharren sollte. Und also wurde getan. Und während fast einer Stunde haben wir zum Vater gebetet, zum Vater aller Menschen, damit er uns Herzen gebe, die von brüderlicher Gesinnung erfüllt sind für die deutschen wie für die französischen Brüder. Unser gemeinsames Gebet war: „Dein Wille geschehe!" Auf die Bitte eines Südfranzosen betete ein Elsässer auf Deutsch, unsern Gefühlen so einen symbolischen Ausdruck gebend. Nach und nach wurden die unruhigen Gebete ruhiger, es wurde stille, wir waren bereit.

Die Kommission und das Nationalkomitee erschienen alsdann wieder in der Sitzung. Mit feierlicher Stime las der Präsident den definitiven Text vor, auf den man sich geeinigt hatte, und legte ihn sofort zur Abstimmung der Versammlung vor, die ihn mit Handaufheben annahm mit Ausnahme von 14 Enthaltungen — 10 für die Rechte, 4 für die Linke.

Der Wortlaut des Beschlusses ist folgender:

„Die 18. Nationalkonferenz der Christlichen Vereine junger Männer, zur Tagung in Straßburg versammelt, schmerzlich bewegt durch den Ruin der universellen christlichen Gemeinschaft und überzeugt, daß die Welt aus der Sackgasse, in die sie geraten ist, nur durch eine Rückkehr zum Geiste Jesu Christi herauskommt, bekräftigt feierlich ihren Willen zum Frieden, der verwirklicht wird durch die von der Gerechtigkeit und der Liebe unzertrennlichen Wahrheit.

„Sie gedenkt dankend der Treue, mit welcher das Nationalkomitee sich die drei letzten Jahre bemüht hat, die im November 1920 in Le Havre gefaßten Beschlüsse auszuführen, und bedauert, daß die deutschen Christlichen Vereine nicht einen Schritt gemacht haben analog dem, den die Christlichen Vereine junger Männer Frankreichs 1870 und die Sozialdemokratie in Genf 1920 getan haben.

„Indem sie vor allem auf das Wirken des Geistes Gottes in den Seelen zählt, um die moralische Revolution herbeizuführen, welche allein die Annäherung der Willen und Herzen ermöglichen kann, fordert sie das Nationalkomitee auf, nicht eine Gelegenheit zu versäumen, mit den Vertretern der deutschen Christlichen Vereine junger Männer zusammenzukommen — wie es schon in Rotterdam stattgefunden hat — und sich mit ihnen offen auszusprechen.

„Sie gestattet nicht, daß Frankreich bei den internationalen Zusammenkünften fehle, wo die höchsten Menschheitsinteressen diskutiert werden, und bittet somit das französische Nationalkomitee, die volle Zusammenarbeit mit dem Weltkomitee wieder aufzunehmen. Sie will jedoch damit nicht sagen, daß sie damit das durch den Krieg von 1914 dem christlichen Gewissen gestellte Problem oder das der Verantwortlichkeit vergißt.

„Und damit vor der Welt die Treue der Christen den Lehren des Evangeliums gegenüber offenbar werde, bittet sie das Weltkomitee, den formellen Beitritt aller Nationalkomitees zu einer feierlichen Erklärung zu ersuchen, welche die Bedingung einer tatsächlichen und brüderlichen Zusammenarbeit zwischen allen Christlichen jungen Männern ist:

„Wir wollen von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit „allen unsern Kräften am Kommen des Tages arbeiten, wo in „unsern Beziehungen die Achtung, das Recht, die Brüderlichkeit „wiederhergestellt sind und der heilige Wille des Vaters auf der „gereinigten Erde herrschen wird.

„Wir erkennen als unbedingte Pflicht des Christen, einzelne, „nationale wie internationale Fehler zu bereuen; einen neuen „Geist zu bilden, der nur der Wahrheit gehorcht; eine natürliche „Einheit zu schaffen zwischen den moralischen, sozialen, religiösen „Grundsätzen für den Einzelmenschen sowohl wie für die Völker.

„Wir weisen die Leugnung des Lebensrechts der Schwachen, „Einzelmenschen wie Völker, als gottlos zurück, und wir geben „nicht zu, daß der Kampf ums Dasein, in welchem der Schwache „dem Stärkeren als Beute zufällt, die Menschheit beherrschen soll.

„Wir verwerfen als schädlich und unchristlich die Ansicht, daß „der Krieg ausdrücklich und für alle Zeit von Gott gewollt sei.

„Wir wollen den Jungen, die uns in den Vereinen anvertraut „sind, eine staatsbürgerliche und in weitestem Sinne menschliche „und von Christus unmittelbar beeinflußte Erziehung geben, „indem wir ihnen klarmachen, daß ihr Vaterland, das sie lieben, „ein Teil der Menschheit ist.

„Wir fordern die Abschaffung des systematischen Gebrauchs der „Gewalt als Mittel, die Streitfälle zwischen Völkern zu regeln.

„Wir verlangen die Einführung des obligatorischen Schieds„gerichts und eine weitere Entwicklung des Völkerbundes, der „mit den Mitteln, seine Entscheidungen geltend machen zu kön„nen, auszurüsten ist, auf daß er einen Rechtszustand herbei„führe zwischen den Ländern, die so endlich versöhnt sein und „einander achten werden.

„Mit unbezwinglichem Glauben blicken wir auf zum Friede„fürsten Jesus Christus, der der einzige und lebendige Grund ist „zur Hoffnung für alle Menschen."

Am Sonntag, den 4. November, wählte die Konferenz die ausführende Kommission wieder, indem sie ihr einen Vertreter des neuen Geistes hinzufügte. Dies war nur die Fortsetzung von den Ereignissen am Freitag: es entsprach demselben Wunsch, das gegenseitige Vertrauen zu erneuern und eine brüderliche Einheit zu wahren.

2

Ich möchte nun mit einigen persönlichen Eindrücken, die übrigens von einer gewissen Anzahl Kongreßteilnehmer geteilt werden, schließen:

Ich erachte es für sehr bedauerlich, daß vor der Abstimmung nicht eine Beratung größeren Stils über die Grundfrage stattgefunden hat. Fürchtete man eine Spaltung? Wenn sie innerlich da ist, ist es besser, sie nicht immer durch Kompromißtexte zu verstecken; es ist sicher, daß nach der erhebenden und wohltuenden Stunde geistiger Gemeinschaft, die wir im Gebet erlebt haben, wir bereit waren, eine solche Diskussion im Gefühl des größten Vertrauens und voller gegenseitiger Liebe zu führen.

Es erscheint mir außerdem, daß die beiden Handlungen der Konferenz — Beschluß der Tagesordnung und Wiederwahl der Ausführenden Kommission — nur unvollständig die Gedanken und Gefühle der großen Mehrheit wiedergeben. Denn bei Allen — ich sage dies, nachdem ich es mir reiflich überlegt habe — bei tatsächlich Allen war der Wunsch nach Frieden und Brüderlichkeit wahrhaft und tief. Die Verschiedenheit der Ansichten betraf nur die Mittel, dieses Ideal zu verwirklichen. Es war die große Majorität der Versammlung, die dachte und fühlte, daß die Liebe stärker und größer sein müsse, als alle andern Gedanken, besonders als die Forderung der Gerechtigkeit.

Es war somit unbestreitbar, mit dem Geist von 1920 verglichen, ein großer Fortschritt zu verzeichnen, eine größere Weite des Blickes, eine Neueinstellung voller Hoffnungen. Der Geist hat in Straßburg einen ersten Sieg davongetragen, wenngleich noch in unbestimmten Umrissen sichere und weitere Erfolge verheißend.

Deutsche Brüder, ich bitte Euch darum im Namen Jesu Christi, versuchen wir in Zukunft, daran zu denken, daß die Liebe nicht bei Diskussionen und Forderungen stehen bleibt, daß die Liebe nicht vor allem ihr Recht fordert, sondern versucht, den Andern gerecht zu werden, daß die Liebe nicht ein Gläubiger den Menschen gegenüber werden kann, denn sie bleibt immer ein Schuldner Gott gegenüber, daß die Liebe ihren höchsten Ausdruck findet nicht in der Gerechtigkeit — welche z. T. wenigstens menschlich ist — sondern in dem Verzichten auf seine eigenen Gedanken, Begriffe, auf sich selbst, im Opfer, dem demütigen Zeichen der Treue dem gegenüber, der für uns das Kreuzesopfer auf sich nahm.

Paris Henri Roser

Ein Dankbrief

Dem „Berliner Brief" in voriger Nummer lassen wir heute einen Brief aus der Provinz folgen, der aber nicht für unser Blatt geschrieben, sondern ohne Absicht auf diese Veröffentlichung nach der Schweiz geschickt worden ist. Auch ein Stück Zeitgeschichte — darum bringen wir ihn zum Abdruck. Und es sollen sich darin alle mitgemeint fühlen, die vom Ausland, nicht nur von der Schweiz her, so treu für uns sorgen. D H

Es ist Morgens 9 Uhr. Das Telephon läutet an: die Frachtgüterstelle meldet einen Waggon mit 96 Kolli, bis abends 6 Uhr auszuladen. Wieviel Kolli? 96! Woher? Aus Basel. Es ist kein Zweifel möglich. Keine Zeit zum Verwundern und Fragen, es muß gehandelt werden. Wer nimmt den Reichtum bei sich auf? Wer fährt ihn an? Zum Glück hat unser „Hilfswerk für die Notleidenden ..." bewährte Freunde und Helfer unter den Großkaufleuten. Der Eine stellt sofort einen hellen heizbaren Raum zur Verfügung, der Andere ist bereit, die Sachen anzufahren. Wo kommt der Segen her? Was wird darin sein? Eine Mitteilung des Kinderhilfskomitees in Bern meldet am folgenden Morgen, daß ein Wagen mit Liebesgaben aus ... an uns abgerollt sei. Also von dorther! Ein warmes Gedenken des Dankes und der Freude geht in das ...=Tal hinaus.

Und nun geht es ans Auspacken und Ordnen. Die getreuen Fürsorgerinnen unsrer Notleidenden, die Bezirkspflegerinnen, stellen sich ein, warmherzige Frauen, die ehrenamtlich der Stadt und ihren Armen dienen. Zuerst ein großes Staunen und Freuen über die ungeahnte Menge von Säcken und Kisten. Was wird darin sein? Man fühlt es, in den Säcken ist Dörrobst. Herrlich! Bei dem völligen Mangel an Obst in diesem Jahr! Und unsre Hessen kennen und lieben Dörrobst, so werden sie es auch zu schätzen wissen. Auf den Kisten steht sorgsam der Inhalt verzeichnet: Lebensmittel, Kleidungsstücke, gedörrtes Brot. Was ist das? O, das gibt köstliche Suppen! Und wie nahrhaft werden die sein von dem guten weißen Schweizerbrot.

Nun ans Arbeiten! Zuerst alle Kleidungsstücke auspacken, schon sofort trennen in bestimmte Haufen: Wäsche, Kindersachen, Männer=, Frauen=, Kinderkleider usw. Große Tische stehen zur Verfügung. Dann die einzelnen Haufen wieder durchordnen. Und da kommt nun eine große Freude zum Durchbruch. Die Wäsche, die vor uns liegt, ist sauber und ist fast durchgängig sorgsam geflickt. Das ist uns etwas ganz besonders Erfreuliches. Wir haben es uns im Hilfswerk zum Grundsatz gemacht, nur ganze Sachen zu verschenken, keine zerrissenen. Und die lieben Schweizer Frauen haben bei ihren Gaben auch sich gesagt, daß ein ganzes, sauber geflicktes Hemd oder Bettzeug den doppelten Wert hat und uns ganz unmittelbar erzählt von warmer Teilnahme für unsre Not und einem echten Willen zum Helfen.

Es gibt auch Sachen, die noch geflickt werden müssen; da hat die freundliche Geberin nicht Zeit gehabt und hat doch gewußt, daß sie noch wertvoll sind und gebraucht werden können. Auch sie sind willkommen und werden besonders gebündelt mit der Aufschrift „zu flicken" und warten auf freundliche freiwillige Hände, die sich ihrer annehmen.

So wird weiter gearbeitet, Tag um Tag, jeden Vormittag, zehn Tage lang, bis all die Schätze gesichtet, geordnet, gezählt und aufgeschrieben sind.

Alles, was sich an Kleidung und Wäsche für Konfirmanden eignet, wird zurückgelegt; denn in diesem Jahr werden wir für viele Konfirmanden zu sorgen haben. Die städtische Nähstube, eine soziale Einrichtung für die Minderbemittelten, wird aus den verschiedenen schwarzen Sachen nette Kleider für die Mädchen herrichten; für die Knaben wird ein erwerbsloser Schneider geeignete Sachen verarbeiten.

Was nicht ohne Weiteres verschenkt und geflickt und hergerichtet werden kann, wandert in die „Brockensammlung". Das ist eine Einrichtung aus der Kriegszeit. Dort können abgelegte Kleider, Schuhe, Haushaltungsgegenstände verkauft und gekauft werden gegen geringes Entgelt. Frauen, die nähen, schneidern, sich selbst helfen können, suchen sich dort aus, was sie brauchen können. So tragen sie selbst die Verantwortung für das, was sie für wenige Pfennige erstehen, und es entstehen keine Klagen und Vorwürfe über ungeeignete und minderwertige Geschenke.

Sehr große Freude ist über die viele Kleinkinderwäsche. Daran fehlt es ja so sehr! Und wir legen noch zerrissene Wäsche und Bettücher zurecht, damit Windeln und kleine Hemdchen daraus gemacht werden, von denen es gar nicht genug geben kann.

Ein wertvoller Schatz ist die Bettwäsche. Wie fehlt sie allüberall! Wo sollen wir die kostbaren Stücke hingeben? Vor allem zu lange bettlägerigen Kranken, was noch übrig ist in kinderreiche Familien.

Die Lebensmittel, Hörnli, Mehl, Grieß, Haferflocken, Makkaroni, Zucker und was noch alles sonst, werden in Tüten verwogen. Ein Kaufmann nimmt sie in Verwahrung und gibt sie gegen von uns ausgestellte Gutscheine aus. Die freundlichen Extragaben an Milch, Schokolade, Honig, Kakao, Zwieback, Speck usw. stehen bereit für unsre Kranken, denen sie eine unerwartete Erquickung bringen. Das Dörrobst wird in großen Säcken an

trocknem Ort zur Aufbewahrung hingestellt, soll bei der nächsten großen Lebensmittelverteilung mit ausgegeben werden. Es ist so viel, daß auf jeden Kopf unsrer 1500 Bedürftigen ein Pfund kommen wird.

So, nun ist alles geordnet. Nun geht es an die Verteilung. Jede Bezirkspflegerin hat ein Verzeichnis der vorhandenen Sachen vor sich, an dessen Hand sie sich überlegt hat, wieviel sie von den einzelnen Posten für ihren Bezirk erbitten will. In rascher Verständigung werden die Sachen unter die zwölf Bezirke verteilt. Auf hochbeladenen Handwagen fahren die Bezirkspflegerinnen das ihnen zugewiesene Teil fort, um es nun innerhalb ihres Bezirks einzeln zu verteilen.

Nach einmütigem Beschluß wird das gedörrte Brot vier Anstalten zugeteilt: dem Hause, das 35 Waisenkinder beherbergt; dem Kinderheim, das 25 zurückgebliebene Kinder verpflegt; dem Kindergarten, in dem 60 Kinder tagsüber gehütet und ernährt werden; und dem Hospital, das für 30 alte Männer und Frauen letzte Zuflucht ist. Mit großer Dankbarkeit nehmen die Schwestern die hoch erwünschte Spende in Empfang; jede kann mit mehreren wohlgefüllten Säcken voll gedörrtem Brot und einem Sack Dörrobst heimziehen. Sie haben alle in diesem Winter oft nicht gewußt, wie sie ihre Pfeglinge sattmachen sollen, haben aber auch alle die große Erfahrung des „Sorget nicht" gemacht.

In raschem Lauf hat sich in der Stadt die Kunde von der großen Schweizer Spende verbreitet. Aus einem Waggon sind zwei geworden, und die Vorstellung der Mengen wächst ins Riesengroße. In der nächsten Hilfswerk-Sprechstunde melden sich die, die sich benachteiligt glauben, die nicht bedacht werden konnten. Die Not ist groß, und ein Jedes kann Alles gebrauchen. Aber sie sehen ja ein, daß auch bei einer so außergewöhnlich großen Liebesgabensendung nicht jeder Einzelne etwas bekommen kann. Ein Lebensmittelschein tröstet sie über die Enttäuschung.

So dürfen die vielen liebevollen Geber gewiß sein, daß ihre Gaben nach bestem Wissen und Können verteilt und verwertet worden sind.

Nur Eines ist schwer: daß wir Ihnen allen gar nicht genug unsre tiefe Dankbarkeit und Freude beweisen können. Wie oft haben wir gewünscht, sie alle könnten einmal bei uns hereinschauen, als wir so reichbeglückt in dieser schönen Arbeit beschäftigt waren. Sie hätten dann einen unmittelbaren Eindruck gehabt von der Beglücktheit, daß wir mit all diesen Liebesgaben wirklich helfen durften, daß uns die Hände einmal so reichlich gefüllt wurden für die viele Not, der wir zumeist so arm und hilflos gegenüberstehen. Viele dankbare Wünsche werden in diesen Tagen in das liebe Schweizertal gehen von denen, die ein lang entbehrtes, für sie unerschwingliches Kleidungs- oder Wäschestück bekommen haben. Sie fühlen die Liebe, die zu ihnen gekommen ist, um ihnen beizustehen in der dunklen Zeit, durch die sie hindurchgehen müssen. Alle echte Liebe trägt den Segen in sich, daß sie den reich macht, der sie gibt. So möge Gott sie alle segnen für das, was sie an ihren armen Brüdern und Schwestern in ... getan haben.

Verschiedenes

Aufruf zur Stiftung von Büchern für Japan. Auf der Universität in Tokio sind die gesamte Universitätsbibliothek und die Seminarräume der juristischen, literarischen und volkswirtschaftlichen Fakultät vollständig verbrannt und dabei 700 000 Bände, die in allen Erdteilen gesammelt waren, zu Asche geworden. Die Vernichtung der großen Universitätsbibliothek wiegt um so schwerer, als fast sämtliche sonstigen öffentlichen und privaten Büchersammlungen Tokios, des Hauptsitzes des geistigen Lebens Japans, ihr Schicksal geteilt haben. Die ungeheuren Verluste auf geistigem Gebiet bis zu einem gewissen Grade ausgleichen zu helfen, dazu kann das deutsche Volk beitragen.

Jeder, der die Hochachtung der Japaner für Wissenschaft und Technik kennt, weiß, wie sehr der Verlust ihres Besitzes an deutschen Büchern, der die Grundlage ihres wirtschaftlichen und kommerziellen Verkehrs mit Deutschland bildete, sie getroffen hat. Es sind Bestrebungen im Gange, soweit es angesichts unserer eigenen Lage möglich ist, zu helfen.

Die unterzeichneten Verbände wenden sich daher mit diesem Aufruf an die deutschen Gelehrten, Universitätsprofessoren, Bücherfreunde usw., kurz, an alle privaten Kreise, die für die Lage Verständnis haben und zum Helfen bereit sind, ihnen aus ihren Bibliotheken Bücher zu übersenden, auf deren Besitz sie verzichten können und wollen. In Betracht kommen Werke und Zeitschriften fast aller Gebiete, besonders aber die Zweige der Literatur, Philosophie, Geschichte, Politik, Volkswirtschaft, des Finanzwesens, des Handels und der Geisteswissenschaften überhaupt.

Sendungen nehmen entgegen: Verband für den Fernen Osten E. V. Berlin W 35, Potsdamerstraße 28 und Ostasiatischer Verein Hamburg, Ferdinandstraße 56.

Religionsgeschichtlicher Ferienkursus für Geistliche, Lehrpersonen und Gebildete überhaupt an der Universität Bonn, 7. bis 11. April. Vorträge (zu je 2–3 Stunden) von Baumstark: Hellenistisches Judentum und Ursprung des Mandäismus, Clemen: Probleme der prähistorischen Religion, Elter: Namen Jesu, Hempel: Märchen und Heldensage, Kahle: Islamische Eschatologie und Dantes göttliche Komödie, Kirfel: Indisches Eremiten- und Mönchswesen, Lehner: Religiöse Verhältnisse im Rheinland zur Römerzeit, Wiedemann: Geisterglaube im alten Ägypten. Ausführliches Programm durch das Institut für rheinische Landeskunde, Poppelsdorfer Allee 25, das auch Einreiseerlaubnis, Unterkommen in Konvikten oder Studentenwohnungen, sowie Verpflegung in der Mensa besorgt. Teilnehmerkarte 5 Goldmark, die bis 25. März auf das genannte Institut einzuzahlen sind, und zwar, da gleichzeitig noch andre Kurse stattfinden, als für den religionsgeschichtlichen bestimmt.

Kleine Mitteilungen. Zu meinem Aufsatz über das Problem der Lohngestaltung in Nr. 5/6 lief von einem Geistlichen eine im wesentlichen zustimmende Nachricht ein. Er schreibt jedoch u. A.: „An eine Überwindung des gegenwärtigen Neumanchestertums durch Soziallohnversicherung ist aber erst dann zu denken, wenn die unter der Inflation verarmten Arbeiterorganisationen wieder Mittel in der Hand haben und durch politischen und gewerkschaftlichen Kampf das Unternehmertum und seinen Ausschuß, den Staat, zwingen können, rationeller, sozialer und christlicher zu wirtschaften"! Wenn das Ziel des Kampfes der Gewerkschaften die soziale Gestaltung der Lohnverhältnisse unter gleichzeitiger Berücksichtigung des Gesamtwirtschaftsbedürfnisses ist, so muß man das begrüßen. Aber dem stehen sehr viel sachlich-technische Hindernisse entgegen. Besonders schwierig zeigt sich die Durchführung des Familienstandslohnes im Akkordlohnsystem. Aber wäre nicht das vorläufige Ziel für die Gewerkschaften, durch Ausgleich die soziale Lohngestaltung unter sich unabhängig von den Unternehmerorganisationen zu regeln und so unter sich die Solidarität zur Wirklichkeit werden zu lassen? Dazu müßten sie freilich zuerst finanziell wieder erstarken. Aber wenn ich recht sehe, bahnt sich die Erstarkung schon wieder langsam an und auch die Gewerkschaften werden die Krisis überwinden. Dann wird die Zeit da sein, nicht nur im Kampf nach außen zusammenzustehen, sondern solange andere Regelungen unmöglich sind, nach Innen den Ausgleich zu schaffen, den ihre eigenen ideellen Grundsätze erfordern.

Auf eine Anfrage der vielgelesenen Wochenschrift „The British Weekly": Wo steht die englische Arbeiterpartei?, sprachen sich eine Reihe hervorragender Führer der Partei in höchst bemerkenswerten eingehenden Voten über jene Frage aus. Über Ramsay Macdonald erfährt man, daß er in seiner Jugend in der Bibel und in den großen puritanischen Schriftstellern seine geistige Heimat hatte. Noch jetzt ist er einer der willkommensten religiösen Sprecher bei den Zusammenkünften der Freikirche: eine freiwillig übernommene Verpflichtung, der er sich auch als Ministerpräsident nicht entzieht. „Die einzige Lösung für unsere Probleme liegt im Christentum", bemerkte er wenige Tage vor seinem Regierungsantritt zu dem Sekretär des Free Churches Council. Auch sind zahlreiche Arbeiterführer aus den Freikirchen hervorgegangen, und keine andere englische Partei, wird versichert, habe so viele Prediger in ihren Reihen. Daß der Partei Tausende und Abertausende lebendiger Christen angehören, wird auch von dem (neutralen) Herausgeber des „The British Weekly" hervorgehoben. Und aus der einen und anderen Antwort klingt der warme Ton eines ganz persönlichen Bekenntnisses zur Religion. Darüber sind sich die Schreiber einig, daß im Grunde genommen das Programm der Arbeiterpartei nichts anderes ist als praktisches Christentum. Die christlichen Ideale sollen im nationalen und internationalen Leben verwirklicht werden. Und weil, wie Clynes es ausdrückt, „die sozialistischen Lehren Christentum sind, angewandt auf das wirtschaftliche Leben, hat ohne das Christentum auch der sozialistische Staat keinen Bestand." — Soweit der EPD, dem wir diese Sätze entnehmen. Könnte man doch von unsern sozialistischen Massen dasselbe sagen. Ähnlichkeit mit England besteht insofern, daß, wo sich Arbeiter überhaupt aktiv zu einer religiösen Gemeinschaft halten, sie sich an Sekten, freien Gemeinden und Gemeinschaften beteiligen. Ob in England oder Deutschland, eine staatlich subventionierte und autorisierte Kirche ist ihnen ein Greuel. W

Wöchentliche Chronik

Die evangelischen Pfarrer Cassels haben am 24. 2. folgende Kundgebung von den Kanzeln verlesen: „Die Not lastet schwer auf fast allen Schichten unsers Volkes. Besonders hart sind Erwerbs- und Vermögenslose, aber auch die Lohn- und z. T. die Gehaltsempfänger betroffen. Die Mittel reichen, zumal für eine Familie, vielfach kaum zu dürftigem Lebensunterhalt. In erschreckendem Maße tritt uns das sich mehrende Elend in unsrer Arbeit entgegen. Es ist erfreulich, daß sich persönliche Hilfsbereitschaft aller Kreise zur Linderung der Not zusammenfindet. Der gleiche Wille scheint uns für den Neuaufbau unsers wirtschaftlichen Lebens notwendig zu sein. Wir wissen um die Not der Wirtschaft. Gerade deshalb wäre es verhängnisvoll, wenn gegenwärtig — einerlei von welcher Seite — der bloße Machtstandpunkt eingenommen würde. Wir haben nicht den Beruf, wirtschaftliche Einzelfragen zu entscheiden. Aber wir halten es für unsre Pflicht, an alle Beteiligten die herzliche und dringende Bitte zu richten, im Blick auf das gleiche Schicksal,

das uns verbindet, zu Opfern bereit zu sein und die Verhandlungen über alle einschlägigen Fragen, insbesondere über Lohnregelung, Arbeitszeit und jährlichen Urlaub, im Geiste der Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu führen, damit nicht Verzweiflung und Bitterkeit uns neuen Haß und neue Zerrissenheit bringen. Nur der Geist der Verantwortung vor Gott ist der gegenwärtigen sozialen Not gewachsen und wird sich auf die Dauer auch als fruchtbar für die Zukunft unsers Volksganzen erweisen."

In dem stark industrialisierten Oberamtsbezirk Urach haben die evangelischen Geistlichen und die evangelischen Volksbund-Ortsgruppen des Bezirks einen öffentlichen Aufruf an die Industriellen und die Fabrikarbeiter gerichtet, in dem sie beide Teile bitten, das Mögliche zu tun, daß der durch die Not der Zeit bedingte wirtschaftliche Gegensatz nicht zur bitteren Feindschaft werde. FZ 153

Der Verfassungsausschuß des Preußischen Landtages hat das Staatsgesetz über die Kirchenverfassungen der evangelischen Landeskirchen mit 17 Stimmen der bürgerlichen Parteien im wesentlichen nach der Regierungsvorlage angenommen. Die Sozialdemokraten enthielten sich der Stimme, die Kommunisten waren abwesend.

Der württembergische Landtag hat das Kirchengesetz, das die rechtlichen Verhältnisse zwischen dem Staate und der Kirche neu regelt, mit 54 gegen 24 Stimmen der Deutschnationalen und der Kommunisten angenommen. Die unmittelbare Folge ist, daß die vor vier Jahren verabschiedete neue Kirchenverfassung endlich in Kraft treten kann. Bei den vorausgehenden Ausschußverhandlungen ist kein kirchenfeindliches Wort gefallen.

Der bischöflichen Methodistenkirche sind in Thüringen vom Staatsministerium die Rechte einer Körperschaft des öffentlichen Rechts verliehen worden. Evang 6

Die theologischen Fakultäten in Tübingen und Heidelberg haben statt des Lic. theol. den D. eingeführt.

Der Papst hat der katholischen deutschen Wissenschaft 50 000 Lire geschenkt.

Kardinal Faulhaber in München sprach vor den katholischen Studentenkorporationen über die nationale Idee: eine nationale Kirche, völkisch oder überkonfessionell, sei abzulehnen, das Christentum sei internationales Gut wie die Wissenschaft. Deutsch sein sei dem Katholiken mehr als Deutsch geboren sein, ebenso wie Katholisch sein mehr sei als Katholisch getauft sein. FZ 135

Die altkatholische Kirche Deutschlands wird in der Pfingstwoche in Heidelberg ihre Reichssynode abhalten. FZ 134

In Ägypten wurde vom Britischen Archäologischen Institut ein Text des Johannesevangeliums in koptischer Sprache aus dem 4. Jahrhundert entdeckt.

Die Deutsche Pfarrhaushilfe in der Schweiz hat im letzten Jahre 72 000 Franken gesammelt und an die notleidenden Pfarrer hauptsächlich in Sachsen, Braunschweig, Thüringen, Baden, Lippe-Detmold, Württemberg und Hessen verteilt. — Pfarrer D. Adolf Keller in Zürich ist zum europäischen Vertreter des amerikanischen Federal Council für dessen Hilfswerk gewählt und hat deshalb sein Pfarramt aufgegeben.

Die polnischen evangelischen Gemeinden der Tschechei im alten österreichischen Oberschlesien haben sich zu einer selbständigen evangelischen Kirche A. B. vereinigt.

Die altkatholische Kirche der Marjawiten in Polen hat unter römischer Unduldsamkeit zu leiden. Eine Anzahl Marjawiten hatten sich in der ihnen geraubten Kirche in Zgierz verschanzt und wurden von der mit einem Steinhagel empfangenen Polizei mit der blanken Waffe vertrieben. Wartb 2

Die hauptsächlich aus den gebildeten kroatischen Schichten bestehende Kroatische Nationalkirche hat sich, nachdem ihr von der Regierung die Anerkennung verweigert worden war, der in Südslavien spärlich vertretenen altkatholischen Kirche angeschlossen, sie zählt 12 000 Anhänger. Wartb 2

Die italienische Bibelgesellschaft unterhält 39 Kolporteure und hat im letzten Jahre 240 000 Bibeln verbreitet. RefKZ 7

Das Comité protestants français hat seinen Geschäftsführer Pastor Alfred Monod nach England gesandt, um die englischen kirchlichen Blätter, deren Stellung gegen die französische Politik gerichtet ist, über die schwierige Lage Frankreichs aufzuklären. EPD

Der Erzbischof von Canterbury berichtet in einem Schreiben an seine Geistlichkeiten über drei Konferenzen, die in Ausführung der Beschlüsse der anglikanischen Lambethkonferenz von 1920 über die Wiedervereinigung der Kirchen zwischen dem Führer der Anglokatholiken Lord Halifax und verschiedenen englischen Geistlichen 1922 und 23 in Mecheln mit Kardinal Mercier und seinen Begleitern stattgefunden haben. Die Einigungsbestrebungen stecken noch ganz in der Erledigung formaler Fragen. Der Erzbischof erklärt, daß man mit keinem Gedanken gewillt sei, die historische anglikanische Position und die anglikanischen Ansprüche nach den Definitionen der englischen Theologen des 16. und 17. Jahrhunderts zu verändern oder zu schwächen; andererseits erklärt der Vatikan, daß ohne uneingeschränkte Anerkennung der Oberhoheit des Papstes an eine Vereinigung nicht zu denken sei. Rb 15

Der Generalkonvent der evangelisch-lutherischen Kirche Ungarns hat beschlossen, zur Ergänzung der Theologischen Fakultät und zur Sicherung der kirchlichen Ausbildung der zukünftigen Geistlichkeit in Budapest schon bis zum nächsten Herbst ein Theologisches Seminar zu errichten. Wartb 1

In der reformierten Kirche in Galizien ist neben dem lutherischen ein gleichberechtigtes reformiertes Seniorat begründet worden. RefKZ 5

In der Hervormde Kerk in Holland hat sich ein Convent Gereformeerde Kerken gebildet, in dem sich Glieder der Staatskirche zusammengeschlossen haben, die eine klare Bekenntniskirche wollen, mit einem besonderen Blatt „Convent". Sie haben an die Synode den von dieser abgelehnten Antrag gestellt auf Bildung besonderer Gemeinden innerhalb der Gemeinden der Staatskirche von mindestens 100 Erwachsenen, die die Kosten ihres Kirchenwesens selbst tragen wollen, aber von den Steuern für die Staatskirche frei sein sollen. RefKZ 5

Bei der Versammlung des Executiv Comittee des Federal Council of Churches wurde eine Botschaft an die Kirchen Amerikas angenommen, die folgendermaßen beginnt: „Der Geist des Krieges ist dem Geist Jesu entgegengesetzt. Konkurrenzvorbereitungen für den Krieg sind unendlich schädlich und das ganze Kriegssystem der Völker ist unnötig und unchristlich. Sicherheit, Ehre und Gerechtigkeit können mit größerer Sicherheit hergestellt und aufrechterhalten werden durch wirksame internationale Gesetze und wirksame Tätigkeit für internationale Zusammenarbeit."

Von den 2 Millionen Schweden in Amerika sind 800 000 in der Augustana-Synode vereinigt, ebenso groß ist die Zahl der norwegischen lutherischen Kirche; die beiden dänischen Synoden, die dänische Kirche und die Vereinigte evangelisch-lutherische dänische Kirche, umfassen 100 000 von der halben Million Dänen, die finländische Synode 100 000 mit 38 Kirchen und eigenem theologischen Seminar. AELKZ 7

Papst Pius XI. hat in einer Enzyklika an den französischen Episkopat, den Klerus und das Volk unter grundsätzlicher Aufrechterhaltung des Widerspruchs gegen die französischen Trennungsgesetze in sachlichem Entgegenkommen einen von katholischen Juristen ausgearbeiteten Gesetzentwurf über die Bildung von Diözesanvereinen genehmigt und damit den Abbau des französischen Kulturkampfes begonnen.

Die Catholic Evidence Guild, die durch Straßenpredigt das protestantische England katholisch machen will, besitzt jetzt 102 geschulte Wanderprediger, von denen 80 ununterbrochen in Tätigkeit sind. Wartb 1

Durch Errichtung einer apostolischen Präfektur ist der Katholizismus in Island, der bisher dem Bischof von Kopenhagen unterstand, selbständig geworden. — (Der bisherige apostolische Präfekt von Finnland ist zum Bischof geweiht: in Finnland befinden sich nur 1000 Katholiken.) Wartb 1

Das vatikanische Organ l'Osservatore Romano schreibt über Savonarola: „Die Gestalt dessen, der ihn verurteilte, sticht ab durch ihre erschreckende Unsittlichkeit, während Savonarola mit einer großen inneren Heiterkeit in den Tod ging." Man spricht schon von einer möglichen Heiligsprechung Savonarolas — eine Parallele zur Jeanne d'Arc.

Papst Pius XI. wird demnächst auf drahtlosem Wege Messen lesen und auf drahtlosem Wege seinen katholischen Gläubigen den Segen geben. Er hat seine Zustimmung zur Errichtung einer Sendestation im Vatikan gegeben. Radio-Umschau 3

Metropolit Jewdokim, Vorsitzender des sowjetfreundlichen Synods, spricht in einem Briefe an Kalinin das Beileid der Kirche zum Tode Lenins aus: „Möge sein Grab eine Million Lenins gebären. Ewiges Andenken der vielgeprüften, guten, christlich empfindenden Seele." FZ 69

Minister Lunatscharsky hat für die Schulen Rußlands Weihnachten und Ostern abgeschafft; die Schulen sollen an diesen Tagen von den Schulkindern besucht werden. SchwKfr 26

Die orthodoxen Kirchen haben zur 1600-Jahrfeier des Konzils von Nicäa die Kirchen, die das nicänische Symbol anerkennen, zum Mitfeiern eingeladen, außer den Orthodoxen auch die Katholiken und Anglikaner. SchwzKfr 3

Die jüdische Einwanderung in Palästina hat fast ganz aufgehört. SchwzKfr 3

Nach der neuesten Statistik von Samuel Zwemer gibt es 235 Millionen Mohammedaner, davon 204 429 in Amerika, 40 000 in Australien, 17 769 957 in Europa, 59 444 397 in Afrika, 157 336 206 in Asien, davon unter britischer Herrschaft 106, französischer 32, holländischer 39, italienischer $1\frac{1}{2}$ Millionen.

Von Personen. Angenommen hat Prof. Anrich in Bonn den Ruf nach Tübingen. Lic. Emil Brunner, Pfarrer in Obstalden, wurde zum Ordinarius für systematische und praktische Theologie in Zürich, Prälat D. von Merz zum Landeskirchenpräsidenten von Württemberg gewählt. Promoviert: Prof. Knudson in Boston zum D. von Berlin, Prof. am Wittenberg-College in Springfield (Ohio) Georg Ludwig Neve zum D. von Kiel. Gestorben: Prof. D. Lucien Gautier in Genf. ESt

Verantwortlich: Lic. theol. Georg Wünsch, Marburg a. L.

Für die Konfirmation

Der bleibenden Erinnerung an die kirchlichen Feiern, der Taufe, Konfirmation und Trauung, will ein von Kunstmaler C. Kayser künstlerisch gestaltetes „Kirchliches Gedenkblatt" dienen. Es soll vom Geistlichen mit dem ersten Eintrag versehen dem Gemeindeglied, auf dessen Namen es lautet, zum Andenken und zur späteren Ergänzung überreicht werden. Es kosten einzelne Abzüge je M. 1.—
100 Exemplare M. 75.—
300 Exemplare M. 180.—
500 Exemplare M. 250.—
dazu Verpackungsspesen von 20, bezw. 30, bezw. 40, bezw. 50 Pf. und Porto.

Das Original des Kirchlichen Gedenkblattes hat eine Größe von 22×32 cm und ist in Vierfarbendruck ausgeführt.

Die Titelseite zeigt in stark verkleinertem Maßstabe das nebenstehende Bild. Die drei folgenden Seiten, umrahmt von sinnentsprechenden Schmuckleisten, enthalten neben begleitenden Gedenkworten Vordrucke zur Ausfüllung der Daten von Taufe, Konfirmation und Trauung.

Bestellungen erbittet der

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha-Stuttgart

Bestellungen werden nach Gotha erbeten.

Für jedes Heim, für jeden Sport!!
D. R. G. M.
Luxuskoffer-Sprechmaschine Nr. 221 in stabiler eleganter Ausführung, für jede Platte passend, einfachste Handhabung, feinst. imit. Krokodillederbezug, ff. vernickelte Messingbeschläge und prima Schloß, Ledergriff, hochglanz vernickelter Tonarm mit Klappbügel, vernickelte Ia Schalldose, hervorragendes Werk neuester Konstruktion, spielt 2 30-cm-Platten mit einmaligem Aufzug, vernickelter 25-cm-Teller, laut und rein tönend, Gesamtgröße 36×28 cm, **nur 12 cm hoch**, Raum für 6 Schallplatten, **nur 5 kg schwer**, daher leicht transportabel. Der einzig richtige Apparat für Landpartien, Wassersport usw. — Diesen Apparat liefern wir zur Einführung **mit 3 modernen Schallplatten** und **200 Nadeln** bei Voreinsendung des Betrages **portofrei** für **61.50 G.-M.**, bei Nachnahmebezug 2.— G.-M. mehr. — Garantie: Bei Nichtgefallen Umtausch gegen anderes Modell oder Geld zurück. Verlangen Sie gratis Katalog 77

Mignon Sprechmaschinen-Vertrieb
Berlin SW 68, Alexandrinen-Str. 11.

Theodor Rother, Antiquariat für Theologie, **Leipzig**
bietet freibleibend in völlig **sauberen** antiq. Expl. an: Koegel, Joh.-Ev. II (7.50) 5.—. Frommel, Lucas 1/2 (15.—) 10.—. Pank, Matthäus II (7.50) 5.—. Gurlitt, Kirchl. Kunstdenkmäler geb. (4.—) 2.75. Gaßer, Das A. T. u. d. Kritik geb. (10.—) 5.—. Franck, Zu Jesu Füßen (5.—) 3.—. Meinhof, Botsch. d. Heils (5.—) 3.—. Siebert, Vaterunser (1.20) —.60. Hornburg, Dorfpred. (4.—) 2.50. Ihmels, Wahrheitsgew. geb. (10.—) 7.—. Koegel, Deine Rechte sind m. Lied (5.—) 3.50. Sellin, Altes Test. geb. X (19.—) 15.—, XIII (20.—) 15.—. Zahn, Neues Testament geb. II (14.—) 10.—, III (24.—) 18.—, V 1/2 (31.—) 22.50, VIII (17.—) 12.50, XIV (19.—) 14.—, XV (16.50) 12.50. Greßmann, Alte T. geb. I[1] (10.—) 7.—, III[2] (14.—) 10.—. Porto u. Verp. trägt Best. Zahlung sogleich n. Erhalt oder per Nachn. Jedes **neue** Buch liefere **franko u. verpackungsfrei.**

Soeben erschien
von Dr. med. Wilhelm Winsch
„In Harmonie mit dem Naturgesetz zugleich die Kunst, den Menschen hochzuzüchten."
Preis 0.60 Mark.
Verlag Lebenskunst-Heilkunst, Berlin SW 61,
Tempelhofer Ufer 22.

Junges arbeitsfreudiges Mädchen als **Helferin** für ländlichen Pfarrhaushalt gesucht. Mädchen vorhanden. Mitarbeit im Jugendbund (B.D.J.) wäre erwünscht, doch nicht Voraussetzung. Taschengeld wird gegeben. Anfragen Pfarrhaus **Wedlitz** bei Nienburg (Saale).

Billige Papiere!

500	Bg. Billetpost	1.80
500	Stck. Umschläge	2.—
500	Bg. Kronenpost	2.90
500	Stck. Umschläge	2.90
1000	Stck. Postkarten	3.50
500	Bg. Konzeptpapier	4.—
500	„ Kanzleipapier	6.—
1000	Stck. Dienstumschläge	3.50
100	Stck. Schreibhefte, 4 Bg. stark	6.—
10	Rollen Toilettenpapier	1.75
10	Rollen Butterbrotpapier	2.—
1	Grs. Schulfedern	1.10

Auf Wunsch Preisliste!
J. Lissner,
Papier- u. Schreibw.-Versandhaus
Breslau 11, Nicolaistr. 22.

Suche für meinen 14jährigen Sohn zeitweise Aufnahme in Landpfarre, wo er gleichzeitig mit unterrichtet werden kann (Untertertia real). Gefl. Angebote erbittet
Paul Schumann
Weißenfels, Markt.

„Ein herrliches Buch!"
„Ein wirkliches Erbauungsbuch . . . ."
nennt das Literarische Zentralblatt

Das Buch der Stunde

von **Paul Eberhardt**

Eine Erbauung für jeden Tag des Jahres
gesammelt aus allen Religionen und aus der Dichtung

Dritte veränderte Auflage
Preis gebunden fünf Goldmark

„Das Buch der Stunde rechne ich zu den besten religiösen und praktisch philosophischen Anthologien, die wir in deutscher Sprache besitzen . . ." *Franz Strunz im Literar. Echo*

„Das ist eines der schönsten Andachtsbücher, vielleicht das schönste, das ich kenne. Das Beste aus allen Völkern ist hier zusammengetragen . . . unendlich wohltuend und im Innersten erquickend." *Prof. Weinel in der Freien Volkskirche für Thüringen und Sachsen*

„Der religiöse Mensch, welcher der Mensch der vollkommensten und höchsten Duldung ist, dem Religion kein Dogma und kein Bekenntnis, keinerlei Wissensfrage bedeutet, kann an diesem Buch groß werden und sich entfalten." *Jul. Hart im Tag*

„In der Tiefe und Reinheit und sorgsamen, seltenen Auswahl liegt die Stärke, der Wert des Buches, das jedem religiösen Gemüt wahre Erbauung bringen kann." *Die Tat*

„Dieses übermächtige Buch bringt eine unausschöpfbare Fülle von Zeugnissen religiösen und idealen Lebens aus aller Welt." *Evangelische Freiheit*

„. . . deshalb findet jeder gegen sich selbst aufrichtige Mensch in diesem Buche, was er braucht und was ihm Freude macht." *Die Hilfe*

Bestes Oster- und Konfirmationsgeschenk!

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha-Stuttgart

Junges Ehepaar sucht 1 oder 2 möblierte Zimmer ev. mit Küche (oder -Benutzung) in **Greifswald** od **Kiel** z. 1. April. Wir sind ordentliche Leute!
Martin Drath, stud. iur.
Göttingen, Kreuzberg 8.

Meine Frau sucht für unsern ruhigen, kinderlosen Haushalt in absolute Vertrauensstellung **zwei selbständige Persönlichkeiten**, möglichst nicht unter 30 Jahren, **am liebsten Freundinnen od Schwestern**, welche sich in die Arbeit teilen. Waschfrau vorhanden. Bei Pflichttreue **wirklich** befriedigende und auch **gern** sehr gut honorierte Stellungen **Kein** Familienanschluß, aber eigenes geheiztes Wohnstübchen u. hübsche Schlafstuben.

Herren, die etwa in ihrer Gemeinde geeignete Persönlichkeiten, insbesondere aus dem einfacheren Bürgerstande, wüßten, würden uns zu großem Dank verpflichten, wenn sie dieselben auf diese Stellungen aufmerksam machten.

Verlagsbuchhändler
Karl Robert Langewiesche,
Königstein im Taunus.

Die Dorfkirche

Monatsschrift für Kirche und Volkstum

Herausgeber Superintendent a. D.
Pfarrer D. Hans von Lüpke

erscheint ab 1. April monatlich
dann auch wieder Postbezug
Bezugspreis 75 Pennig im Monat

Deutsche Landbuchhandlung, G. m. b. H.
Berlin SW 11.

Gottes Güte erfreute uns heute nachmittag mit einem prächtigen **Jungen.**

Dies zeigen dankbaren Herzens an

Psalm 103, 2. Pfarrer **Ernst Grober** und Frau
Margaretne geb. Lichtenberg.

Graslitz (Böhmisches Erzgebirge), den 23. 2. 1924.

Dr.
Hersteller: J. Kron, München
4ling Seife
Unerreicht in Duft und Güte!
Bewirkt blühendes gesundes Aussehen, hinterläßt Erfrischung und entzückenden Duft!

Hausschuhe
Militärtuch und Ledersohle
Größe 24—29 Mk. 1.10
Größe 30—35 Mk. 1.30
Größe 36—42 Mk. 1.50
Größe 40—46 Mk. 1.80

Spangenschuhe
aus neuem Segeltuch, Lederkappe, Ledersohle
Größe 23—27 Mk. 2.—
Größe 28—35 Mk. 2.20
Größe 36—42 Mk. 2.50
Versand ab hier gegen Nachnahme.
Schuhvertrieb Lauffen Nr. 215
a. Neckar.

Monatlich zwei Doppelnummern — Im Inland monatlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — **Haltegebühr** im Inland für den Monat März: Goldmark 0.80; im Auslande für das Vierteljahr Januar—März und zwar: Amerika Dollar 0.80; Dänemark Kr. 3.60; England sh 3/2; Finnland Marka 20.—; Frankreich mit Elsaß, Belgien und Luxemburg Frcs. 10.—; Holland Gulden 2.—; Japan Yen 1.60; Italien Lire 12.—; Jugoslawien Dinar 56.—; Norwegen Kr. 4.—; Oesterreich Kr. 52000.—; Schweden Kr. 2.80; Schweiz (Postscheckbureau Zürich Nr. VIII. 185) Frcs. 4.—; Spanien Peseten 4.—; Tschechoslowakei Kr. 18.—; alle übrigen Länder wie Schweiz in Schweizer Franken; Porto nach dem jeweiligen Posttarif. — **Anzeigengebühr**: die viergespaltene Millimeterzeile Goldmark 0,15, bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) Goldmark 0,10. Größere Anzeigen nach besonderem Tarif. — **Postscheckkonto Erfurt 2422.**
Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha-Stuttgart — Auslieferungsort Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 20. März